

Triumph des Herzens

TRAGT EINANDER DIE LAST

PDF - Familie Mariens

2016 (II)

Nr. 135

*„Jeder von uns denke darüber nach:
„Sind wir wirklich bereit zu dienen und einander zu helfen?“*

Papst Franziskus

Die Liebesgeschichte Gottes

Ostern ist für uns Christen das wichtigste und höchste Fest im liturgischen Jahreskreis, so wie es für die Juden das Paschafest ist. Bis zum heutigen Tag ist es beim jüdischen Paschamahl üblich, dass das jüngste Familienmitglied den Ältesten fragt: „Warum ist diese Nacht so ganz anders als die übrigen Nächte?“ Und der Vater der Familie beginnt zu erzählen, wie Gott im Alten Testament das Volk Israel aus der Sklaverei Ägyptens befreit und durch das Rote Meer und die Wüste ins verheißene Land geführt hat. Auf ähnliche Weise können auch wir nach dem Sinn des christlichen Pascha fragen. Und das Neue Testament enthüllt uns das tiefste Wesen dieses Festes mit den Worten: „Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass Er Seinen einzigen Sohn hingab ... damit die Welt durch Ihn gerettet wird.“

*D*iese zentrale Aussage im Johannesevangelium hat auch den Philosophen und christlichen Schriftsteller Søren Kierkegaard (1813-1855) aus Dänemark fasziniert und zu einer Parabel inspiriert. Darin heißt es sinngemäß: Es war einmal ein junger König, der sich unsterblich in ein Mädchen aus ganz ärmlichen Verhältnissen verliebte. Sie bewohnte eine winzige Hütte und führte ein bäuerliches Leben. Der König wünschte nichts sehnlicher, als sie zu heiraten und mit ihr sein Leben zu teilen, obwohl ein größerer Rangunterschied als zwischen ihm und dem Mädchen ohne Stellung und Bildung kaum denkbar war. Trotz der scheinbar unüberbrückbaren Kluft fragte er sich unentwegt: „Wie nur kann ich ihr meine Liebe beweisen, wie nur kann ich sie für mich gewinnen?“ Da empfahl ihm einer seiner Ratgeber: „Befehl ihr einfach, deine Frau zu werden. Du bist der König, sie hat zu gehorchen.“ Die Macht dazu hatte er, schließlich ge-

horchten ihm Völker ganzer Länder. Aber Unterwerfung war nicht das, was der König wollte. Er sehnte sich nach Vertrautheit und Liebe, die aber erst dann zustande kommt, wenn sie gegenseitig ist. So überlegte er weiter: „Ich könnte ihr meine Herrlichkeit und meinen Reichtum zeigen, sie in Samt und Seide kleiden, um sie zu beeindrucken.“ Wie aber könnte er dann jemals wissen, ob sie ihn wirklich um seiner selbst willen liebte, spontan und frei? Nein, auch mit Macht und Reichtum kann echte Liebe nicht entzündet werden! Die Tür des menschlichen Herzens muss sich von innen her öffnen. So blieb ihm, um das Herz des Mädchens zu gewinnen, nur ein Weg, den kein König vor ihm je eingeschlagen hatte: Er stieg von seinem Thron, legte die Krone ab, zog den Purpurmantel aus und nahm selbst die Gestalt eines armen Menschen an. Er, der König, wurde zum einfachen Bauern, zum Diener, der es zudem riskierte, abgewiesen

zu werden. Und das alles nur aus Liebe! Denn der wahrhaft Liebende will der geliebten Person ganz ähnlich werden.

Der tiefgläubige Kierkegaard erfand diese Parabel, um das Liebesdrama Gottes zu illustrieren: Gott, der aus unendlicher Liebe zu uns Menschen selbst ein Mensch wurde, ja sogar unser aller Diener, damit Er für uns leiden und sterben kann. So schließt Kierkegaard seine Geschichte mit den Worten: „*Aber Dienersein besteht nicht nur im Tragen eines ärmlichen Gewandes. Und deshalb muss Gott als Diener alles erleiden, alles ertragen. Er muss bis in den Tod gehen wie der allerniedrigste Mensch. Sein ganzes Leben ist eine Geschichte des Leidens; und es ist Liebe, die leidet, Liebe, die alles gibt.*“

Das Gedenken an diese dramatische Liebesgeschichte Gottes feiert die Kirche jedes Jahr in der Liturgie der Karwoche und besonders im heiligen Triduum, den drei österlichen Tagen vom Leiden, vom Tod und von der Auferstehung unseres Herrn. Dabei dürfen wir immer aufs Neue die großen Taten des Herrn dankbar miterleben, die Er für unsere Erlösung gewirkt hat.

Die Feier des Ostertriduum beginnt mit der Hl. Messe vom Letzten Abendmahl am **Hohen Donnerstag**. An diesem Abend betrachtet die Kirche die grenzenlose Liebe Jesu, die Er Seinen Jüngern bis zur Vollendung erwies, indem Er ihnen als Zeichen Seiner Vergebung und Seines demütigen Dienens die Füße wusch. Er, der Herr und König, stand vom Mahl auf, legte das Gewand Seiner Herrlichkeit ab und beugte sich als Sklave nieder, um, wie der emeritierte Papst Benedikt XVI. es ausdrückt, „*unsere schmutzigen Füße zu waschen*“.

Jesu liebende Hingabe fand ihren feierlichen Höhepunkt, als Er sich selbst, Seinen Leib und Sein Blut, in der Hl. Eucharistie zur Speise gab und Er den Aposteln Anteil an Seinem Hohenpriestertum schenkte. Indem der Herr sich auf diese Weise unblutig ganz verströmte, deutete Er bereits Sein kommendes Leiden an, das Er von innen heraus in einen Akt der Liebe und der Hingabe umwandelte. Nach dem Abendmahl ging

Jesus in die Finsternis hinaus zum Ölberg, um dort zu beten. Dessen eingedenk wird am Ende der Gründonnerstagsliturgie der eucharistische Herr vom Tabernakel still in eine Seitenkapelle übertragen, die den Ort von Getsemani darstellen soll. Es ist Nacht, und in der Ölbergstunde wachen die Gläubigen anbetend beim Herrn, um Ihn in Seiner Einsamkeit und Agonie zu trösten.

Nach altem Brauch wird am **Karfreitag** kein Hl. Messopfer gefeiert, da der Herr an diesem Tag das heilige Opfer - sich selbst - auf blutige Weise in Seiner Passion und Seinem Sterben am Kreuz darbrachte. Während die Juden am frühen Nachmittag im Tempel begannen, die bis zu 18 000 Lämmer für das bevorstehende Paschamahl zu schlachten, verblutete um drei Uhr nachmittags vor den Toren Jerusalems - vom Volk verkannt, von Seinen Jüngern verlassen und nur von Maria, Johannes und einigen Frauen beweint - das einzig wahre Lamm Gottes, um die Welt von aller Sünde reinzuwaschen und zu erlösen. Die Karfreitagsliturgie drückt dieses wichtigste Ereignis der Weltgeschichte in der feierlichen Erhebung des Heiligen Kreuzes aus. Durch den Ruf „*Seht das Kreuz, an dem der Herr hingegangen, das Heil der Welt! Kommt, lasset uns anbeten!*“ werden die Gläubigen zur Kreuzverehrung eingeladen.

Durch Seine liebende Hingabe, Seinen Tod am Kreuz konnte der Herr den Tod überwinden, weil Er nicht nur Mensch, sondern auch Gott war. Zu dieser göttlichen Offenbarung trug sogar der Römer Pilatus bei, wenn auch unbewusst. Er ließ nämlich die übliche Inschrift mit Name, Herkunft und Schuld des Verbrechers in drei Sprachen an Jesu Kreuz befestigen. Der Satz „*Jesus von Nazaret, der König der Juden*“ war auf Hebräisch mit vier Worten geschrieben: „*Jeshua hanozri v'melech hajehudim*“, wobei die vier Anfangsbuchstaben *Jhvh* für *Jahve* standen und somit für die erschütternde Tatsache: *Es ist euer Gott, Jahve, der am Kreuz hängt.*

Der **Karsamstag** ist ein stiller Tag ohne liturgische Feier, der Tag der Grabesruhe, an dem in vielen Kirchen ein schönes Heiliges Grab zum Gebet aufgesucht wird. Dieser Tag ist vor allem

bedeutungsvoll, weil er der Schmerzensmutter geweiht ist. Sie leuchtete schon unter dem Kreuz als Miterlöserin auf, wo sie auf einzigartige Weise mit dem Erlösungswerk ihres Sohnes vereint war. Am Karsamstag blickt die Kirche erneut bewundernd auf die Gottesmutter, da sie als Einzige den festen Glauben an die Auferstehung des Herrn, trotz des Dramas der Passion, nie verloren hatte. Darum ruft die Kirche sie als „Hort des Glaubens“ an und ehrt sie an jedem Samstag des Kirchenjahres.

Bis heute vereinigt sich die Kirche in der **Osternacht** mit Maria, um dem Auferstandenen entgegenzueilen. Die prachtvolle Auferstehungsliturgie beginnt mit der Lichtfeier: Der Di-

akon trägt die Osterkerze, das Symbol für Christus, das Licht, in die dunkle Kirche und singt das festliche Osterlob, das „*Exultet*“, einen Lobpreis mit allen Engeln und Heiligen auf die unfassbare Liebe des Vaters: „*Um den Knecht zu erlösen, gabst Du den Sohn dahin! O wahrhaft heilbringende Sünde des Adam, du wurdest uns zum Segen, da Christi Tod dich vernichtet hat. O glückliche Schuld, welche großen Erlöser hast du gefunden!*“ Nach 40 Tagen des Fastens stimmt die Kirche als Zeichen der Freude über die Auferstehung des Herrn unter Glockengeläut erstmals wieder das *Gloria* und das *Halleluja* an. Das heilige Triduum ist der Sieg der Liebe und des Lichtes über die Sünde und Dunkelheit der Welt.

Joachim der Epileptiker

1258-1305

Die Liebe Gottes erspart und leidet lieber selbst, als die geliebte Menschheitsfamilie leiden zu sehen. Jeder Vater, jede Mutter versteht das im Blick auf ihr leidendes Kind! In der Nachahmung Jesu sind auch wir alle zu solcher Liebe aufgerufen, dem Nächsten die Bürde zu erleichtern oder sie ihm sogar abzunehmen. „*Einer trage des anderen Last!*“, ermutigte schon der hl. Paulus die Galater, und seither bewiesen unzählige Christen bis ins 21. Jh. diese geschwisterliche Liebe im Bewusstsein, dass wir alle die Berufung haben, nicht nur miteinander, sondern auch füreinander zu leben. Bei kaum einem anderen Heiligen der Kirchengeschichte ließ Gott diese Berufung, „einander die Last zu tragen“, so auffallend sichtbar werden wie beim seligen Servitenbruder Joachim von Siena.

Aus dem berühmten Adelsgeschlecht der Piccolomini stammend, trat er trotz des Widerstandes der Eltern bereits mit 14 Jahren in das Servitenkloster seiner Heimatstadt Siena ein. Dort bat er in seiner Marienliebe, fortan den Namen Joachim tragen zu dürfen, den Namen des Vaters der

Gottesmutter. Als wahrer Diener Mariens zeichnete sich Br. Joachim von Anfang an durch große Demut aus. Gerne verrichtete er die niedrigsten Arbeiten im Kloster, wobei seine mitleidsvolle Liebe vor allem jenen Schwerkranken galt, vor deren Pflege die Mitbrüder zurückschreckten. Als der junge Laienbruder für kurze Zeit von seinem Oberen, dem hl. Philippus Benitus, nach Arezzo versetzt wurde, kam es dort zu einer folgenschweren Begegnung, die sein Mitbruder und erster Biograph Lamberto da Prato aufschrieb: Einmal war Br. Joachim gerade mit Br. Acquisto in der Umgebung von Arezzo unterwegs, als es in Strömen zu regnen begann und die Nacht hereinbrach. Da fanden die beiden Zuflucht in einem Hospiz, wo sie einen Kranken liegen sahen, der schon lange unter epileptischen Anfällen litt. Als Br. Joachim hörte, wie sich der Mann laut über seine Leiden beklagte, versuchte er ihn zu trösten und versicherte ihm: „*Hab Geduld, mein Bruder, denn deine Krankheit wird für dich der Weg zum Himmel werden.*“ Doch bitter und voll Auflehnung kam es vom Epileptiker zurück: „*Es*

Als Br. Joachim am Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel im Kloster von Arezzo bei der Hl. Messe am Altar seinen Dienst als Subdiakon verrichtete, erlitt er in Gegenwart des Bischofs und aller Anwesenden plötzlich einen epileptischen Anfall. Joachim stürzte rücklings zu Boden, während die brennende Kerze, die er in seiner rechten Hand gehalten hatte, vor aller Augen frei in der Luft schwebte.

ist leicht, diese Krankheit zu loben, aber etwas ganz anderes, sie zu ertragen!“ Da verstand Joachim, dass Trostworte allein hier nicht genügten, und er gab eine Antwort, die er nur erfüllt vom Hl. Geist und im Blick auf den leidenden Erlöser geben konnte: *„Ich werde den allmächtigen Gott bitten, dass Er dich nicht nur von diesem Übel befreie, sondern es mir, Seinem Diener, bis zu meinem Tode auferlege, damit ich allzeit an meinem Leib geduldig die Leiden Christi trage.“* Kaum war diese Bitte um Leidenstausch ausgesprochen, erhob sich der Kranke vollkommen geheilt vom Lager. Der heiligmäßige Bruder aber wurde auf der Stelle von schwerer Epilepsie befallen. Sein Leben lang quälten ihn häufige Anfälle, die er mit Geduld ertrug. So erwarb er sich wahrhaft die Märtyrerkrone und ging als „Joachim der Epileptiker“ in die Hagiographie der katholischen Kirche ein.

*U*m ihn besser pflegen zu können, holten die Serviten Br. Joachim nun zurück in seine Heimatstadt Siena, wo eine Serie von Wundern einsetzte. Einmal saß Joachim im Refektorium mit der Klostersgemeinschaft beim Mittagessen hinter dem Tisch, als ihn plötzlich ein epileptischer Anfall so heftig nach vorne stürzen ließ, dass er dabei den schweren Tisch mit allem, was darauf war, umstieß. Doch kein Geschirr zerbrach, und sämtliche Speisen blieben in den Schüsseln. Alle Patres und Brüder waren Augenzeugen geworden und fragten sich immer nachdenklicher nach dem tiefen Sinn dieser geduldig ertragenen Krankheit, die Joachim einst einem Epileptiker abgenommen hatte. Bei einem ähnlich schweren Anfall verletzte sich der Heilige beim Sturz von einer Treppe so schwer am Kopf, dass er viel

Blut verlor. Als die Mitbrüder den Verwundeten zum herbeigerufenen Arzt führen wollten, fanden sie Br. Joachim mit strahlendem Antlitz und weit ausgebreiteten Armen betend in seiner Zelle. Dem Arzt blieb nur zu sagen: *„Es fehlt ihm nichts.“* Doch für Ströme von Menschen, denen sehr wohl etwas fehlte - Besessene, Kranke, Leidende aller Art -, wurde der Heilige mehr und mehr zum Anziehungspunkt. Im Gehorsam den Oberen gegenüber, im Vertrauen auf Gott und im Zeichen des Kreuzes heilte er sie alle. Nie dachte er an sich selbst. Er wollte nur, dass allen geholfen sei.

Für sich selbst bat Br. Joachim allein um die Gnade, am gleichen Tag wie sein geliebter Herr und Meister, an einem Karfreitag, sterben zu dürfen. Und er wusste sich erhört. Obwohl nichts auf einen baldigen Heimgang hindeutete, rief der 47-Jährige am Abend des Gründonnerstags im Jahr 1305 seine Mitbrüder zusammen, bat sie um Verzeihung und sagte dann: *„Geliebte Brüder, ich war 33 Jahre lang bei euch, so lange, wie unser Herr auf dieser Welt gelebt hat ... Ich kann nicht genug für alles danken, was ich von euch bekommen habe ... Morgen gehe ich fort, ich verlasse euch ... Betet beim Herrn für mich, Er möge in Sein Reich auch solch einen Sünder, wie ich es bin, aufnehmen.“* Anschließend bat er den Prior um ein wenig Wein, den er als Zeichen geschwisterlicher Liebe mit seinen Mitbrüdern trank. Tags darauf, am Freitag, den 16. April, wurde eben die Passion gesungen, als Br. Joachim bei den Worten *„Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist“* seine Seele in Gott zurücklegte - wie Christus, der Gekreuzigte, der die Leiden aller auf Sich genommen hatte. Es war, wie er es ersehnt hatte, ein Karfreitag.

*A*uch nach seinem Tod wirkte der sel. Joachim große Wunder, und rasch wurde er über die Toskana hinaus bekannt. Sogar Totenerweckungen geschahen auf seine Fürbitte hin. An seinem Festtag bringen bis heute viele Mütter ihre Kinder und Neugeborenen zum Segen in die Serviten-Basilika im historischen Stadtkern Sienas. Dort ruhen die Reliquien des Patrons der Kinder und Epileptiker in einem vergoldeten Glassarkophag unter dem Marienaltar.

Die Stimme der schweigenden Kirche

*Jesus selbst, der Gottmensch, versicherte uns
für alle Zeiten: „Die Mächte der Unterwelt
werden Meine Kirche nicht überwältigen.“*

*Ein kleiner Beweis dafür und ein beeindruckendes Beispiel, wie Gott
Seine Versprechen hält, ist die große italienische Mystikerin
und stigmatisierte Dienerin Gottes Maria Teresa Carloni (1919-1983),
durch die der Herr höllische Machenschaften des Kommunismus vereitelt
und Glaubenszeugen und Bekenner gestärkt und getröstet hat.
Sie möge uns in dunklen Zeiten ein Licht der Hoffnung sein.*

Gott ja - Kirche nein

*A*m 9. Oktober 1919 kam in einer reichen aristokratischen Familie in der italienischen Stadt Urbania ein Mädchen zur Welt, das nicht nur für Bischöfe und Kardinäle, sondern auch für vier Päpste - Pius XII., Johannes XXIII., Paul VI. und Johannes Paul II. - Ratgeberin und Stütze werden sollte. Da Maria Teresa schon mit drei Jahren ihre Eltern wegschenken musste, wurde sie zusammen mit ihrem sechs Jahre älteren Bruder von ihrer Großmutter nach strengen religiösen und moralischen Prinzipien standesgemäß erzogen. Trotz aller fürsorglichen Strenge wurde das junge Mädchen durch Bedienstete und Bekannte mit antireligiösen Gesprächen und skandalösen Situationen konfrontiert, worauf sie verwirrt jede religiöse Praxis aufgab. Ihr feines Gewissen plagte sie mit Skrupeln, die sie gerne in einer Hl. Beichte loswerden wollte. Doch traf die 17-Jährige leider auf einen wenig verständnisvollen Beichtvater, so dass sie mit dem festen Vorsatz, nie mehr wiederzukommen, aus dem Beichtstuhl lief. Von der Kirchentür aus warf sie einen letzten Blick auf das Kreuz und versicher

te zum Abschied: *„Wir sehen uns noch!“* Zwar sollte es so kommen, aber der Weg zurück war ziemlich weit.

*W*ährend des Zweiten Weltkrieges machte Maria Teresa von 1939-1943 in Rom gegen den Willen ihrer Familie eine Ausbildung zur Krankenschwester und arbeitete mit Leidenschaft bei den Maltesern. Obwohl sie weder zur Hl. Messe ging noch die Sakramente empfing, liebte sie Gott sehr. Sie betete und opferte sich vollständig für die Verwundeten und Sterbenden auf: *„Was konnte ich armer Sprössling, der vom Weinstock getrennt war, denn schon tun? Schlaflose Nächte auf dem kalten Fußboden bei Kranken, die sowieso sterben würden, sich dessen aber nicht bewusst waren und rebellierten. Wenn sie wenigstens etwas Frieden bekommen könnten! Ich vergaß fast für Monate den Schlaf; die Nächte verbrachte ich in der leeren Kapelle, wo ich ausgestreckt vor dem Allerheiligsten Sakrament lag. Worum ich betete? Um nichts für*

mich selbst, denn ich zählte mich nicht zu den Lebendigen. Ich bat für diejenigen, die sich außerhalb der Kirche befanden.“

Während dieser Jahre verliebte sich Maria Teresa in einen jungen Arzt, der ihre Zuneigung erwiderte. Ein Licht der Hoffnung inmitten so vieler Leiden war in ihrem Leben aufgeleuchtet - das aber allzu bald wieder erlosch. Denn als sie eines Abends gemeinsam auf dem Weg zum Nachtdienst waren, wurden sie auf der Engelsbrücke von einer Patrouille angehalten. Noch ehe sie ihre Papiere vorzeigen konnten, schoss ein Polizist auf den Arzt. Maria Teresa versuchte den Verletzten ins Krankenhaus zu schleppen,

doch starb er noch auf dem Weg dorthin. Ein unsäglicher Schmerz mehr!

Nach dem Krieg studierte Maria Teresa auf Wunsch ihrer Familie Pädagogik, um einen standesgemäßen Beruf ausüben zu können. Nichtsdestoweniger bevorzugte sie es, weiterhin als Krankenschwester zu arbeiten. Mit ihren 26 Jahren strebte sie nach totaler Hingabe, aber eigentlich wusste sie nicht so recht, was sie mit ihrem Leben anfangen sollte: *„Entweder alles oder nichts“*, war ihr Lebensmotto. *„Ich habe alles getan, was möglich war, das Unmögliche werde ich noch tun.“*

Ein neuer Anfang

*N*ach dem Tod der Großmutter im Mai des Jahres 1951 blieb die 31-jährige Maria Teresa allein zurück. *„Niedergedrückt, erschöpft, von Angst überwältigt, dass ich sterbe, ohne etwas getan zu haben, was einen Wert hätte, unternahm ich in einem verzweifelten Willensakt noch einmal einen Beichtversuch und schwor mir, dass es das letzte Mal sein würde. Ich bereitete mich eine ganze Woche lang durch intensives Gebet und harte Abtötungen darauf vor ... Seltsam, aber wahr: Ich verstand sofort, dass dieser verzweifelte Willensakt eine Gnade war. Mein Pfarrer P. Cristoforo Campana stieß mich nicht weg, so wie ich es erwartet hatte, er wunderte sich gar nicht, er verurteilte mich nicht ... Eine sechzehnstündige Beichte, in drei Etappen unterteilt, erlaubte es mir endlich, diese schreckliche Last von meinen Schultern abzuwerfen, und gab mir die Ruhe wieder.“*

Der Pfarrer ihrer Heimatgemeinde in Urbania erkannte die Sehnsucht seines Beichtkinds nach einem tiefen Glaubensleben und der Vereinigung mit Gott, aber auch die Bereitschaft Maria Teresas zur Sühne und zum Opfer. Endlich hatte diese feinfühligke, willensstarke Seele den rechten Führer gefunden, der sie bis zu ihrem

Tod begleiten sollte. Nun konnte Jesus sie formen und mit Gnaden ausstatten, die bis heute einzigartig in der Geschichte der Kirche sind.

Als P. Cristoforo Maria Teresa im März 1952 besuchte, wurde er Zeuge einer mystischen Gnade, von der sie ihm bereits seit zwei Monaten in Briefen berichtet hatte. Da er ihr zunächst geraten hatte, die „Stimme“, von der sie schrieb, zu ignorieren, wollte er sich nun doch vergewissern, ob sein Rat richtig war. Er erzählt: *„Während sie mit mir redete, sah ich, wie sie die Augen halb schloss, sich innerlich wie entfernte, indem sie mit ‚jemandem Unsichtbaren‘ sprach, der für sie jedoch ganz gegenwärtig war. Dies dauerte eine viertel oder halbe Stunde, und dann war alles wieder normal. Sie schämte sich vor mir und sagte: ‚Es ist nicht meine Schuld. Sie sind immer noch hier?‘“* P. Cristoforo erkannte, dass es Maria Teresa unmöglich war, diese „mystischen Gespräche“ zu ignorieren, obwohl sie sich im Gehorsam darum bemühte. Da es in diesen Dialogen immer um spirituelle Inhalte ging und sie in allem mit der Lehre der katholischen Kirche übereinstimmten, entschied er: *„Wenn Gott das für Seine Ziele möchte, so möge Sein Wille geschehen: Ich will kein Hindernis sein für den Weg, den Gott diese Seele führen möchte.“*

Geistige Mutterschaft für die Priester

Jeden Dienstag und Freitag wiederholte sich dieses Phänomen. An einem dieser Tage sprach dann die „Stimme“ durch Maria Teresa zu P. Cristoforo: *„Ich möchte in diesem Geschöpf Meine Passion wiederholen. Du als ihr Seelenführer kannst es annehmen oder ablehnen, denn du bist die Autorität, die Mich vertritt. Doch wisse, dass es Mein Wille ist.“* - „Aber wer bist Du?“ , fragte P. Cristoforo, obwohl er innerlich verstanden hatte, wer zu ihm sprach. *„Ich bin Jesus“*, erhielt er zur Antwort. *„Diese Seele hat sich Mir angeboten, und Ich habe angenommen. Sie wird ein Opfer zum Heil vieler sein.“* Nun hatte P. Cristoforo keinen Zweifel mehr an der Echtheit dieser mystischen Gabe.

Seit Januar 1952 hatte Jesus Maria Teresa bereits innig mit Seinem Erlöserleiden vereint. Jeden Freitag von 12 bis 15 Uhr erlitt sie an Leib und Seele den dreistündigen Todeskampf Jesu - ein Sühneleiden, das sie Gott für die Rettung der Seelen zum Opfer brachte. Der Herr kündigte P. Cristoforo durch Maria Teresa, die in Ekstase war, an, dass Er Seiner Leidensbraut am kommenden Karfreitag, am 11. April 1952, auch Seine Wundmale schenken wolle. Genau um

15 Uhr ereignete sich die Stigmatisation Maria Teresas an den Händen, Füßen und der Seite. Die Stigmen wurden jedoch nur dann sichtbar, wenn ihr Seelenführer die Notwendigkeit dazu sah und es im Gehorsam wünschte.

Die Ersten, für die Maria Teresa Gott ihr Leben aufopferte, waren die Priester, begonnen bei ihrem geistigen Vater. In einem glühenden Hingabeakt an die Gottesmutter schrieb sie: *„Nimm mein Lebensopfer als Lösegeld für sie an und mach deine Auserwählten heilig.“*

Jesus antwortete voll Zärtlichkeit auf die Hingabebereitschaft dieser Seele, indem Er ihr wie einer Katharina von Siena und vielen anderen Mystikerinnen am 20. Dezember 1952 die Gnade der geistigen Vermählung schenkte.

Dabei sprach Er: *„Ich bin bereit, dein Bräutigam zu sein, aber Ich möchte, dass Meine Braut Mir ähnlich wird: Sie wird verfolgt werden, niedergetreten, verleumdet, immer an Leib und Seele leidend ... Wenn die Menschen sie verachten werden, wird sie von Gott als die wertvollste Perle angenommen werden, erworben und hingegeben als Lösegeld, um vielen Seelen den Himmel zu erlangen.“*

Sühneopfer für Russland

Am 4. Januar 1953 starb Ivana Puschkin, die Enkelin des berühmten russischen Dichters Alexander Puschkin. Sie war insgeheim Katholikin, organisierte die Untergrundkirche in Russland und opferte ihr Leben für die Rettung ihres Volkes auf. Dabei nahm sie bewusst die Seele Stalins aus, da dessen Verbrechen so ungeheuerlich grausam waren. An einem Freitag während der dreistündigen Agonie Maria Teresas sprach Jesus durch sie zu P. Cristoforo über den Tod dieser Frau. Jesus bat den Seelenführer, Maria Teresa zu fragen, ob sie

bereit sei, diese Opferseele mit allen Konsequenzen zu ersetzen, die mit der Hingabe für Russland und alle vom atheistischen Materialismus beherrschten Länder verbunden waren. Noch in der Leidensekstase antwortete Maria Teresa ohne Zögern: *„Wenn der Herr es will und wenn Er mir die nötige Kraft dazu gibt, nehme ich an.“* Am selben Tag bekam sie am ganzen Körper starke Schmerzen, und ihr Geist wurde von einer ungeheuren Traurigkeit niedergedrückt. Es dauerte lang, bis sie sich an diese neue Art intensiver Leiden gewöhnt hatte. Zu den

physischen Schmerzen vertraute Gott ihr demütigende Leiden an, wie z. B. verleumderische Kritik und üble Nachrede seitens der Mitmenschen. Auch Satan bekam die Erlaubnis, sie körperlich zu quälen und sogar zu verwunden, was sie sehr schwächte.

Als Anfang März 1953 publik wurde, dass Stalin im Sterben lag, wandte sich Jesus liebevoll und mit großem Respekt durch Maria Teresa an P. Cristoforo: „Jetzt bitte Ich dich um etwas, aber nur, wenn du es erlaubst und sie es annimmt. Ich möchte Stalin, bevor er stirbt, trotz all seiner Verbrechen die Möglichkeit anbieten, gerettet zu werden, so wie Ich es allen Erlösten anbiete. Wenn ihr beide dazu bereit seid, bitte Ich darum, die ‚drei Stunden‘ für die Seele Stalins aufzuopfern. Doch erschrick nicht über die Leiden.“ Maria Teresa willigte ein, dieses Sühneleiden anzunehmen. Ihr Seelenführer schrieb im Nachhinein: „Ich werde die-

ses unaussprechliche Leiden nie vergessen. Ich weinte vor Entsetzen bei dessen Anblick und wollte ‚Genug! Genug!‘ schreien.“

Josef Stalin starb am 5. März 1953 in Moskau. Niemand weiß, ob er die ihm zugewendete Gnade angenommen hat. Stalin war eine jener Personen, über die die hl. Faustyna geschrieben hat: *„Manchmal gelangt die Barmherzigkeit Gottes im letzten Augenblick zum Sünder, in sonderbarer und geheimnisvoller Weise. Nach außen scheint es, als wäre alles verloren, aber so ist es nicht ... Nach außen gibt uns diese Seele keine Zeichen der Reue und Zerknirschung, weil sie auf äußere Dinge nicht mehr reagiert. O wie unerforscht ist die Barmherzigkeit Gottes ... Selbst während des Sterbens schenkt der Barmherzige Gott der Seele diesen lichten inneren Augenblick, und wenn die Seele will, hat sie die Möglichkeit, zu Gott zurückzukehren.“* Tagebuch Nr. 1698

Unersetzbare Informationsquelle für die Päpste

Seit der russischen Oktoberrevolution 1917 wurden Bischöfe, Priester und Gläubige in der gesamten Sowjetunion, in allen Ostblockländern bis nach China ihres Glaubens wegen verfolgt, in Arbeitslager verschleppt oder ermordet. Die Bemühungen der kommunistischen Regierungen bestanden darin, sämtliche Informationskanäle zu unterbinden, die über die Schreckenszustände hinter dem Eisernen Vorhang hätten berichten können. In dieser extremen Notsituation, wo keine menschliche Hilfe möglich war, griff Gott ein. Er kam den verfolgten Christen auf unterschiedlichste Weise zu Hilfe; ganz außergewöhnlich wirkte Er durch Maria Teresa Carloni.

Nachdem Papst Pius XII. von dieser italienischen Mystikerin gehört hatte, wollte er sie persönlich treffen. Daraufhin lud er sie wiederholt zum Abendessen ein und ließ sich dann bis in die Morgenstunden über alles genau informieren, was sich hinter dem Eisernen Vorhang zutrug. Oft weinte er, wenn Maria Teresa ihm von den Qualen der Bischöfe, Priester und Gläubigen in

den Konzentrationslagern erzählte. Neben den 14 offiziellen Audienzen war Maria Teresa mit dem Heiligen Vater immer auf übernatürliche Weise in Kontakt, wenn die Not der verfolgten Kirche es erforderte. Am 30. September 1956 erfüllte sich sogar der Wunsch des Papstes, einmal Zeuge der Karfreitagsleiden Maria Teresas sein zu dürfen. Dazu kam sie nach Castelgandolfo, der Sommerresidenz des Papstes, wo sie die Passion Christi auf dem päpstlichen Bett erlitt, während der Heilige Vater weinend neben ihr kniete. Er war sich bewusst, dass diese Sühne den Christen hinter dem Eisernen Vorhang mehr half als alle diplomatischen Verhandlungen.

Einer von jenen, denen Maria Teresa helfen durfte, war der Erzbischof von Zagreb und Primas Jugoslawiens Alojzije Stepinac (1898-1960), der 1945 in einem politischen Schauprozess zu 16 Jahren Gefängnis mit Zwangsarbeit verurteilt worden war. Nach sechs Jahren Haft entließ man den Bischof in seine Heimatgemeinde Krašić, wo er unter strengster polizeilicher Bewachung bis

zu seinem Tod unter Hausarrest lebte. Obwohl er sein Bischofsamt nicht offiziell ausüben konnte, verlieh Papst Pius XII. Alojzije Stepinac im Januar 1953 die Kardinalswürde. Trotz der Christenverfolgung war es einigen Untergrundpriestern seiner Diözese gelungen, seelsorglich tätig zu sein und im Geheimen Gläubige zu versammeln, die Hl. Messe zu feiern und die Sakramente zu spenden. Gerne hätte der Erzbischof bei solch einem Treffen in den Bergen teilgenommen, aber sowohl die Wachen als auch die schwere Erkrankung seiner Beine, die er sich im Arbeitslager zugezogen hatte, machten es ihm unmöglich. Doch die Güte Gottes fand einen anderen, göttlichen Weg. An einem Sonntagnachmittag 1954 fragte Jesus Maria Teresa, ob sie bereit sei, die

Leiden des Kardinals zu übernehmen, damit er unbemerkt zu seinen Gläubigen in die Berge gehen könne. Nachdem sie zugestimmt hatte, wurde sie augenblicklich von heftigen Schmerzen in den Beinen befallen, so dass sie sich zu Bett begeben musste. Spät in der Nacht vergingen die Schmerzen, und sie konnte ihre Beine ohne die geringste Einschränkung wieder gebrauchen. In der Zwischenzeit war es dem Primas gelungen, im Geheimen seine Gläubigen zu treffen. Dieser Sonntag war der Anfang eines Auftrags, den Gott Maria Teresa anvertraute, nämlich die Leiden verfolgter Christen, vor allem der Bischöfe hinter dem Eisernen Vorhang, auf sich zu nehmen, damit sie Christus treu bleiben und die ihnen Anvertrauten stärken konnten.

Bilokation

Die schrecklichen Torturen brachten die verfolgten Christen oft so sehr an die Grenze ihrer Belastbarkeit, dass sie vor dem körperlichen und psychischen Zusammenbruch standen. Um diesen treuen Glaubenszeugen beizustehen, schenkte Gott Maria Teresa die Gabe der Bilokation. Während sie physisch in ihrer Wohnung in Urbana in Italien weilte, war sie gleichzeitig bei jenen, die ihre Hilfe brauchten.

Der Erste, zu dem Gott sie sandte, war der Primas von Polen Stefan Wyszyński (1901-1981), als er sich am 6. Dezember 1954 aufgrund der ihm zugefügten Foltern in äußerster Bedrängnis befand und kaum mehr durchhalten konnte.

Von diesem Zeitpunkt an wurde Maria Teresa oft vom Herrn in Konzentrationslager geschickt, wo sie Christen in ihren Leiden tröstete, Bischöfe und Priester ermutigte, so manchem zur Flucht verhelfen konnte und viele Informationen über die Untergrundkirche erhielt. In Bilokation konnte sie durch verschlossene Tore und Stacheldrahtzäune gehen, wusste, wo die Minen lagen, und war nur für diejenigen sichtbar, zu denen sie geschickt wurde. Auf diese Weise war es ihr möglich, den Päpsten Pius XII., Johannes XIII., Paul VI. und Johannes Paul II. Informati-

onen aus der Untergrundkirche zu überbringen, die niemand wissen konnte - eine Informationsquelle von unschätzbarem Wert! So kam Maria Teresa mit den Repräsentanten der Untergrundkirche der Sowjetunion, der Tschechoslowakei, Bulgariens, Jugoslawiens, Chinas und Südostasiens in Kontakt.

Pius XII. beauftragte Maria Teresa, drei geheime Treffen zu organisieren, bei denen inhaftierte kirchliche Würdenträger verschiedener kommunistisch regierter Länder einander begegnen und sich austauschen konnten. Für das Überleben der Untergrundkirche waren solche Geheimtreffen notwendig, aber deren Verwirklichung menschlich gesehen absolut ausgeschlossen. Nur dank ihrer von Gott geschenkten mystischen Gaben war Maria Teresa imstande, diese geheimen Treffen in die Wege zu leiten, und zwar in Innsbruck, Athen und Nürnberg. Sie selbst konnte auf natürliche Weise - ohne Bilokation - dar-an teilnehmen. Mit viel Geschick half ihr dabei ein junger Ungar mit dem Decknamen Philipp Trotzki, ein hochbegabter kommunistischer Funktionär, der wegen seiner Fähigkeiten vom ungarischen Regime und vom

internationalen Kommunismus hochgeschätzt war. Tatsächlich aber handelte es sich um einen Seminaristen, dem Kardinal Mindszenty, von Gott dazu gedrängt, kurz vor seiner Verhaftung die Geheimnisse der ungarischen Kirche anvertraut hatte, obwohl jener erst 16 Jahre alt war. Daraufhin verbarg sich Philipp und tauchte erst nach drei Jahren wieder auf, und das als militanter Kommunist. Durch seine Intelligenz und Dynamik machte er rasch Karriere, wurde Vizedirektor des Gefängnisses, in dem Mindszenty inhaftiert war, und bekleidete sogar Schlüsselpositionen im ungarischen Außenministerium. Dies alles aber tat er nur, um der Kirche zu dienen. Kardinal Mindszenty vertraute ihm völlig und weihte ihn deshalb im Gefängnis geheim zum Priester und drei Jahre später auf ausdrücklichen Wunsch von Pius XII. - ebenfalls im Geheimen - zum Bischof. Schon als junger Priester brachte er den Christen in den Gefängnissen die Hl. Kommunion. Dank seiner internationalen Beziehungen und seiner Stellung im Außenministerium machte Philipp es möglich, den Primas Jugoslawiens, Erzbischof Stepinac, für die Reise aus dem Hausarrest frei zu bekommen, und sorgte dafür, dass auch der Primas von Ungarn, Kardinal Mindszenty, das Gefängnis für einige Tage verlassen konnte. Mit gefälschten Pässen und zivil gekleidet trafen sich die beiden Erzbischöfe vom 5. bis 9. Juni 1955 in Innsbruck mit Maria Teresa, Philipp Trotzki und Adolf P., einem österreichischen Priester der ungarischen Untergrundkirche. Maria Teresa verfasste im Anschluss daran einen ausführlichen Bericht, den sie dann Papst Pius XII. übergab. Im Archiv wird heute noch ein Brief aufbewahrt, den Alojzije Stepinac an P. Cristoforo schrieb und der mit den Worten beginnt: „*Schönes Österreich, aber noch viel schöner die Seele Maria Teresas!*“ Völlig aufgezehrt von seinem aufopfernden Einsatz starb Philipp mit nur 24 Jahren kurz nach dem letzten Geheimtreffen von Nürn-

berg, das am 31. Mai 1956 stattfand, Ende Juni desselben Jahres an einer unheilbaren Lungenerkrankung.

*A*ls Papst Johannes XXIII. am 25. Januar 1959 das Ökumenische Konzil ankündigte, lag es ihm sehr am Herzen, Mittel und Wege zu finden, dass auch die kirchlichen Würdenträger hinter dem Eisernen Vorhang daran teilnehmen konnten. Dazu nutzte er die wertvollen Kontakte, die Maria Teresa mit der verfolgten Kirche hatte. Anfang Dezember 1959 begab sich die Mystikerin 17 Tage lang in Bilokation in viele Länder der verfolgten Kirche (Polen, China, Indonesien, Nordkorea, Sibirien, Russland, die Ukraine, Litauen, Lettland, Estland, die Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien, Bulgarien, Albanien und Ostdeutschland) und versammelte - immer bei Nacht - die jeweiligen Repräsentanten der christlichen Kirchen, um gemeinsam mit ihnen Richtlinien für den Klerus der Untergrundkirche auszuarbeiten, die sie dann Papst Johannes XXIII. für die Diskussionen über die Ökumene vorlegte. Sie überbrachte dem Heiligen Vater auch die Beiträge jener Bischöfe, die wegen des Ausreiseverbotes nicht am Konzil teilnehmen konnten, und übermittelte ihnen wiederum die Worte des Heiligen Vaters. Erschöpft schrieb sie in ihr Tagebuch: „*Ich habe die ganze Welt durchreist, um die Worte des Papstes zu überbringen!*“

*M*ehrmals hatte Maria Teresa auch den ukrainischen Erzbischof Jossyf Slipyj (1893-1984) während seiner 18-jährigen Inhaftierung in verschiedenen Gulags von Sibirien besucht. Sie nahm Informationen des Oberhauptes der mit Rom vereinten griechisch-katholischen Kirche der Ukraine für den Heiligen Vater entgegen oder überbrachte ihm Neuigkeiten der Untergrundchristen seiner Heimat, zu denen sie sich ebenfalls in Bilokation begeben hatte.

1957 schenkte Papst Pius XII. Maria Teresa sein silbernes Pastorale, seinen Bischofsstab, den er selbst von Papst Benedikt XV. zu seiner Bischofsweihe am 13. Mai 1917 bekommen hatte, in Dankbarkeit dafür, dass sie die Last seines Hirtenamtes in solch einem Ausmaß mittrug. Maria Teresa ihrerseits fühlte sich dieses Geschenk nicht würdig und schenkte den kostbaren Bischofsstab an den polnischen Bekennerbischof Kardinal Wyszyński weiter.

Auch wenn die verfolgten Christen der Ukraine ihren Hirten nicht sahen, konnten sie über Maria Teresa mit ihm in Kontakt sein. Ein unvergleichlicher Sieg Jesu über das atheistisch-militante Regime war seine Freilassung, die Papst Johannes XXIII. 1963 von Chruschtschow erwirkte. Als Konzilsvater konnte der Erzbischof und spätere Kardinal nach Rom kommen und dort erstmals auf freiem Fuß Maria Teresa begegnen. Man kann sich vorstellen, wie berührend ihr erstes Treffen in Rom im März 1963 war, denn nun standen sich jene gegenüber, die sich eigentlich schon vor langer Zeit durch Bilokation in Sibirien kennengelernt hatten.

Papst Johannes XXIII. erkannte die Größe der Berufung Maria Teresas so eindrucklich, dass er ihr wie schon sein Vorgänger Pius XII. die verfolgte Kirche erneut anvertraute. Als sie am 3. Juni 1963 den sterbenden Heiligen Vater in Bilokation besuchte, übergab er ihr sein geistiges Testament: *„Ich habe mein Leben für das Konzil und die Kirche des Schweigens geopfert. Jetzt sterbe ich, du jedoch musst leben. Baue auf meinem Lebensopfer den Sinn deines Lebens und gib dich ganz dafür hin. Das ist das Erbe, das ich dir hinterlasse.“*

Die Wahl Papst Johannes Pauls II. war für Maria Teresa eine große Freude, denn sie kannte Kardinal Wojtyła bereits von einem ihrer Treffen mit Kardinal Wyszyński, dem damaligen Bischof von Warschau. Johannes Paul II., der die gesamte Dokumentation der geheimen Missionen, die Maria Teresa Papst Pius XII. hinterlassen hatte, studierte, empfing die begnadete Mystikerin äußerst liebevoll und fürsorglich erstmals am 20. Januar 1979 in Privataudienz.

Diese beiden großen Seelen wären sich gerne öfter begegnet, aber Maria Teresas körperliche Schwäche erlaubte es ihr nicht mehr, viel zu reisen. Doch schenkte ihr Gott nach dem Attentat am 13. Mai 1981 die Möglichkeit, in Bilokation einige Stunden am Krankenbett des Papstes in der Gemelli-Klinik zu verbringen. Von 20.30 Uhr bis 1.00 Uhr morgens war sie bei ihm und berichtete danach ihrem Seelenführer alle Einzelheiten.

Maria Teresa wurde immer tiefer in ihre Berufung, Sühneopfer zu sein, hineingenommen. Im Laufe der Jahre musste sie sich mehreren Operationen unterziehen, litt ständig an Rückenschmerzen und Atembeschwerden. Sie aß wenig, und ihr Schlaf wurde oft im Einsatz für andere unterbrochen. Äußerlich lebte sie zurückgezogen in ihrer bescheidenen Wohnung in Urbana, sammelte und verschickte für die verfolgte Kirche Geld, Hilfsgüter und religiöse Gegenstände und schrieb im Gehorsam ihre Erlebnisse nieder. Kaum jemand aus dem Ort wusste, dass diese bescheidene, stille und allein lebende Frau die Last einer so großen und verantwortungsvollen Mission für die Kirche auf ihren Schultern trug. Maria Teresa starb am 17. Januar 1983 im Alter von 63 Jahren. Auf ihrem Grabstein stehen die Worte, die sie selbst gewählt hat: *„Mihi vivere Christus est, et mori lucrum.“* - *„Für mich ist Christus das Leben und Sterben ein Gewinn.“* Ihr Leben bezeugt einmal mehr, worin die wirksamste Missionsarbeit besteht: im Gebet und im aufgeopferten Liebesleiden, das aus Maria Teresa eine Frau machte, auf die sich Priester, Bischöfe, Kardinäle und sogar Päpste stützen konnten. Quelle:

Alberto Di Chio, Luciana Mirri,
Maria Teresa Carloni, Apostola
della Chiesa Perseguitata, Perugia 2005


Auch Papst Paul VI. erhielt von Maria Teresa die neuesten Informationen der verfolgten Christen im Osten. In Hochachtung für alles, was Kirche und Papst dieser großherzigen Sühneseele verdankten, schenkte er ihr ein kostbares Kreuz und verlieh ihr zusätzlich eine hohe Auszeichnung des Vatikans, das sogenannte Ehrenkreuz Pro Ecclesia et Pontifice.

Eine verborgene Wurzel

Am 17. Mai 2015 wurde die Friedenspatronin des Nahen Ostens, Mirjam von Abellin, in Rom heiliggesprochen. In nur 32 Lebensjahren konnte Gott in der „kleinen Araberin“ außerordentliche Charismen verwirklichen, durch die sie für die ganze Kirche ein unersetzbarer Juwel wurde: Prophetie, Herzensschau, Wunder, vor allem aber Anteil an den erlösenden Leiden Jesu durch die Stigmatisation. Auf diese Weise half sie in außergewöhnlicher Weise dem Heiligen Vater, die Last seiner Verantwortung als Hirte der Weltkirche zu tragen.

1846, im selben Jahr, in dem Papst Pius IX. zum Papst gewählt wurde, kam Mirjam in der Nähe von Nazaret zur Welt. Sie war ein erbetetes Kind, denn vor ihrer Geburt waren bereits ihre zwölf Brüder (!) in zartem Kindesalter gestorben. Zu ihrem Schmerz wurde sie mit nur drei Jahren Vollwaise und wuchs deshalb bei ihrem Onkel auf, der sie nach orientalischem Brauch bereits mit 13 Jahren verheiraten wollte. Da sie aber Jesus ihre Jungfräulichkeit versprochen hatte, widersetzte sie sich dem Willen ihres Onkels. Um das aufmüpfige Mädchen zur Besinnung zu bringen, musste sie in der Küche unter den Sklaven des Hauses die niedrigsten Dienste verrichten. Weil die Situation für sie unerträglich geworden war, schrieb sie nach drei Monaten einen Brief an ihren Bruder in der Hoffnung, Hilfe zu bekommen. Sie brachte diesen in das Haus eines arabisch-muslimischen Dieners, der ihn überbringen sollte. Zunächst nahm die Familie sie freundlich auf, doch bald kam das Gespräch auf die Religion. Der Muslim machte ihr einen Heiratsantrag, aber sie lehnte ab mit den Worten: „Wenn ich einen Christen abgewiesen habe, werde ich dann einen Mohammedaner nehmen?“ Im Zorn darüber schnitt dieser ihr mit seinem Schwert die Kehle durch. Doch die Gottesmutter, die noch Großes mit dieser kleinen Palästinenserin vorhatte, heilte sie auf wunderbare Weise. Wir schrieben darüber im Triumph des Herzens Nr. 89. Bald mehrten sich die mystischen Erlebnisse, und schon mit 20 Jahren empfing sie die Wundmale Christi. Nach ihrem

Postulat bei den Josefschwestern schickte man sie in den Karmel.

 Oft wiederholte Mirjam: „Ich bin eine Tochter der Kirche, sie ist meine Mutter. Wenn eine Mutter leidet, leiden alle Kinder mit der Mutter. Oh, ich möchte mein Blut für die Kirche hingeben. Petrus leidet, sein Herz ist betrübt.“ Die Liebe drängte sie, für ihre Mutter Kirche und den Heiligen Vater Opfer zu bringen, Buße zu tun und bei Wasser und Brot streng zu fasten. Oft sah sie Papst Pius IX., den sie ganz kindlich „Vater“ nannte, in Visionen, sei es bei seinen Audienzen, sei es in seinen Sorgen. Obwohl so weit von Rom entfernt, lebte sie eine ständige innige Beziehung zu ihm und half ihm durch ihre Leiden, die Last seines Amtes zu tragen. Mehrere Male konnte sie ihn durch göttliches Wissen vor geplanten Attentaten bewahren. 1868 beispielsweise ließ sie ihm die Information zukommen, dass eine Kaserne nahe dem Vatikan unterminiert sei. Allerdings glaubte man der Warnung erst zu spät, als nämlich am 23. Oktober desselben Jahres eine Bombe in der Kaserne Serri-stori explodierte und dabei die Musikkapelle des Regiments unter den Trümmern begrub. Von da an beachtete man aufs genaueste jede Nachricht, die Sr. Mirjam dem Heiligen Vater sandte. So konnten im darauffolgenden Jahr drei Minen entschärft werden, die das Leben Papst Pius' IX. bedroht hatten. Die außergewöhnlich innige Einheit dieser beiden Seelen bestätigte Gott in auffallender Weise.

Während einer Ekstase gegen Ende 1875 oder 1876 verklärten sich Augen, Mund und Antlitz von Sr. Mirjam, und sie nahm die Gesichtszüge ihres geliebten geistigen Vaters an. Die Mitschwester, die sie sahen, riefen spontan: „*Das ist ja unser Heiliger Vater! Wie sehr gleicht*

*V*or allem während des Ersten Vatikanischen Konzils (1870), als es um die Dogmatisierung der Unfehlbarkeit des Papstes ging, stützte Mirjam durch ihre Gebete und Sühneleiden das Papsttum und ihren „Vater“ bei seinen Entscheidungen. Man könnte sie eine verborgene Wurzel nennen, die den sichtbaren „Stamm“ des Papsttums geistig mittrug und nährte. Sogar sein Sterben durfte sie vorausschauen: Am 27. Januar 1878 sah sie, wie man im Himmel alle Vorbereitungen traf, ihn bald zu empfangen, was sie in ihrer kindlichen Schlichtheit an Msgr. Bracco schrieb: „*Von Neuem habe ich ‚geträumt‘, dass unser vielgeliebter Vater und Oberhirte Pius IX.*

sie Pius IX.!“ Als die Schwestern miteinander über dieses Wunder sprachen, gab ihnen Mirjam, noch in Ekstase, eine einfache Erklärung: „*Ein Kind muss doch dem Vater gleichen!*“ Nach der Verzückung nahm die kleine Laienschwester wieder ihr gewohntes Aussehen an.

bald hinscheiden werde. Sein Siegeskranz ist vollendet.“ Und so kam es. Am 7. Februar starb der bedeutende Konzils- und Immaculata-Papst. Das Leben Mirjams umfasste genau die Zeit des Pontifikates von Pius IX., das nach dem des hl. Petrus das längste in der Kirchengeschichte war, denn zwei Monate nach ihm, im April 1878, starb auch sie.

Wie sehr ihre Berufung mit dem Papsttum verbunden war, zeigt auch die Tatsache, dass sie bereits zwei Jahre vor dem Tod von Papst Pius IX. am 7. April 1876 den nachfolgenden Papst Leo XIII. in einer Vision schauen durfte.

Quelle: Benedikt Stolz OSB, Mirjam von Abellin, Miriam-Verlag 1999

„Ich verlange nur, Dir zu gefallen, o Jesus; lass mich Deinen Willen erfüllen!“

Lege dich auf Mich, Mein Kind!

Anna Masařiková aus Unín in der Westslowakei sah als Krankenschwester bereits viel Leid und durfte in ihrer ausgesprochen liebevollen Art schon vielen Trost schenken. Doch die Kostbarkeit des Leidens erschloss sich ihr erst durch ihren Mann Luboš, der vor seiner Ehe Atheist war.

*L*uboš war ein leidenschaftlicher Eishockeyspieler, so sehr, dass er sein Studium hinwarf, um Profispieler zu werden. Dann kam Anna! Und das Leben des 23-Jährigen nahm eine völ-

lig andere Richtung: „Als ich sie kennenlernte, träumte ich öfter sogar von Heiligenbildchen, weil dieses 20-jährige Mädchen mit solcher Begeisterung über seinen Glauben mit mir sprach.

Aber das stieß mich als Ungläubigen nicht ab, denn ich war ja verliebt! Deshalb machte ich mit Anna sogar die kirchliche Ehevorbereitung, die zugleich die Vorbereitung auf meine Taufe und Erstkommunion war. So ging ich nach der Hochzeit wohl regelmäßig zur Hl. Messe, blieb aber doch ziemlich oberflächlich. Ich hatte schließlich viele andere Sorgen und Interessen. Geistige Dinge genügten mir ‚tropfenweise‘, bis sich mein Leben im Jahr 2007 radikal veränderte. Denn als bei mir Krebs diagnostiziert wurde, stellte das meine Welt komplett auf den Kopf, gerade so, als würde man eine Sanduhr umdrehen. Früher konnte ich nicht verstehen, warum unser Weg zu Jesus über das Kreuz führen sollte. Es war mir unbegreiflich, warum Gott gewisse Dinge zulässt. Und jetzt, auf einmal, war das Kreuz da, bei mir! Und ich fand die Kraft, Jesus innig zu umarmen und festzuhalten.“

Als Anna von der Diagnose erfuhr, Darmkrebs mit Metastasen an der Leber, konnte sie diese Nachricht erstaunlich ruhig annehmen und gleichzeitig nur staunen: „Ich erkannte meinen eigenen Mann nicht wieder. Er war ganz verändert und sprach von Jesus, vom Himmel, vom Beten.“ Ein Jahr später legte Ľuboš bei Exerzitionen sogar ein Zeugnis ab:

„Ja, das Gebet brauche ich wie die Luft zum Atmen. Früher, wenn Anna mit mir den Rosenkranz beten wollte, oje, nach einem Geheimnis war Schluss! Heute bete ich alle drei Rosenkränze und den Barmherzigkeitsrosenkranz. Ich weiß, ich kann meine Leiden und meine Gebete für verschiedene Anliegen aufopfern. Und liebe Gott mich wählen zwischen meinem Leben vor der Erkrankung und meinem jetzigen Leben mit der Krankheit, so würde ich Letzteres vorziehen. Es ist eine große Gnade. Der Herr hat es mich verstehen lassen.“

Als Ľuboš wegen einer Chemotherapie in Brünn im Krankenhaus lag, bekam er hohes Fieber und hatte starke Schmerzen. Anna sah, dass er wirklich nicht mehr konnte: „Bei einem meiner Besuche in dieser schweren Zeit ermutigte ich meinen Mann: ‚*Opfere doch alles Gott auf! Gib Ihm alles hin!*‘ Am selben Abend fühlte Ľuboš in diesem Meer fast unerträglicher Schmerzen innerlich den Wunsch aufsteigen, sich auf Jesus den Gekreuzigten zu legen. ‚*Aber werde ich Ihm nicht zu schwer sein?*‘, dachte er bei sich. So fragte er: ‚*Jesus, darf ich mich auf Dich legen?*‘ Da vernahm er unvermutet in seiner Seele ganz klar die Worte: ‚*Lege dich doch auf Mich, Mein Kind! Ich habe alles getragen!*‘ In dem Moment erlebte der Schwerkranke große körperliche und seelische Erleichterung, auch das Fieber sank, so dass Ľuboš schon am nächsten Tag aus dem Krankenhaus entlassen werden konnte.“

Anna erinnert sich noch heute: „Immer wenn mein Mann dieses Erlebnis erzählte, spürte ich darin so viel zärtliche Liebe Gottes zu uns. Ľuboš vertiefte sich ganz in die Spiritualität der Göttlichen Barmherzigkeit und verkündete sie auch überall. Im Krankenhaus teilte er, ohne sich zu schonen, das Bild des Barmherzigen Jesus in verschiedenen Größen aus. Er konnte sogar harte Männer und Kommunisten überzeugen, das Bild des Barmherzigen Jesus neben ihrem Krankenbett aufzustellen. Das waren die besonderen Freuden meines Ľuboš. Ja, ich bin überzeugt, dass sich für ihn das Versprechen des Barmherzigen Jesus an die hl. Faustyna erfüllte: ‚*Mit den Seelen, die sich zu Meiner Barmherzigkeit flüchten ... und die anderen von Meiner großen Barmherzigkeit künden ... werde Ich in der Todesstunde nach Meiner unendlichen Barmherzigkeit verfahren.*‘ Tagebuch Nr. 379“

Auf die Frage an Ľuboš und Anna, ob ihre gegenseitige Liebe durch das Leiden gewachsen sei, antwortete Ľuboš: „Sie ist sehr gewachsen! Die Liebe wurde durch das Leiden ‚gedüngt‘, wie man den Boden düngt. Vor meiner Krankheit waren wir eigentlich in einer Krise, und das Leiden kam im rechten Augenblick. Es war eine ‚gute Fuhre Dünger‘.“

Auf Deinen Wegen wollen wir gehen

Als Claudia und Christian Lermer vor zwölf Jahren heirateten, baten sie Gott um einen Leitspruch: „Herr, zeige uns Deine Pfade, auf Deinen Wegen wollen wir gehen.“ Ihr großes Gottvertrauen befähigte sie, so manch Leidvolles miteinander zu tragen. Mehr noch, sie können heute bezeugen, dass Gott Sich als ihr „allmächtiger Vater“ erwies, wie wir es im Glaubensbekenntnis beten.

Obwohl Claudia eine herausragende Karriere in der Wirtschaft in Aussicht hatte, war es von klein auf ihr Wunsch, Mutter zu sein. Christian teilte diesen Wunsch, doch die Kinder blieben aus. Medizinische Untersuchungen ergaben eindeutig und endgültig: Unfruchtbarkeit dritten Grades von Seiten des Mannes, d. h. sie würden nie leibliche Kinder empfangen können. *„In unserem Schmerz baten wir Gott um Seine Hilfe, dieses Kreuz gut tragen zu können. Vermutlich hatte Er einen anderen Plan mit uns.“* Dann passierte etwas Sonderbares, ein kurzes Glück: Claudia war in Erwartung, doch sie verlor das Baby nach wenigen Wochen. *„Damals empfand ich es als eine besondere Gnade, dass ich es wenigstens einmal erlebt hatte, schwanger zu sein“*, erzählt die junge Frau. Beide Eheleute waren in ihrem Beruf sehr gefordert. Auch Claudias Versuch, ihrer 60-Stunden-Woche als Unternehmensberaterin durch ein Doktorat zu entfliehen, erwies sich als Sackgasse. Nach viel Gebet und Ringen um den richtigen Weg entschied Claudia im Einvernehmen mit ihrem Mann, an der Universität zu kündigen, obwohl keine Mutterschaft zu erwarten war. Kurze Zeit später stellte Claudia fest, dass sie wieder ein Kind erwartete! Als die Frauenärztin den Tag der Zeugung berechnete, war es vermutlich genau der Tag der Kündigung! Inzwischen ist Magdalena acht Jahre alt. *„Mit diesem Wunder hatte Gott unsere Sehnsucht nach Familie erfüllt, auch wenn keine Hoffnung auf ein weiteres Kind bestand, denn an der Diagnose der Unfruchtbarkeit hatte sich nichts geändert.“*

Man kann sich die Freude vorstellen, als Claudia fünf Jahre später dennoch erneut in Erwartung kam, sogar mit Zwillingen! Diesmal aber war die Schwangerschaft sehr beschwerlich, und sie musste viel liegen. Christian erinnert sich: *„Nach einer langen und schweren Geburt kam unser erster Zwilling, Franziska, zur Welt. Doch bei unserer Zweiten, Teresa, gab es folgenschwere Komplikationen, so dass sie nach einer weiteren Stunde per Notkaiserschnitt dem Tod entrissen wurde. Mehrfache Untersuchungen bestätigten allerdings eine schwere Hirnschädigung durch Sauerstoffmangel.“* Es war eine tragische Situation: Teresa wurde in ein künstliches Koma versetzt und ihre Körpertemperatur auf 32 Grad gesenkt, um weiteren Zellschädigungen im Gehirn entgegenzuwirken. Claudia befand sich auf der Intensivstation, und die kleine Franziska vermisste sichtlich ihre Mutter. *„Christian trug trotz allem den festen Entschluss in sich, dass wir weiter auf Gott vertrauen und Ihm in allem freie Hand geben würden“*, erzählt Claudia. *„Natürlich haben wir überlegt, was wir tun sollten. Unser geistlicher Lehrer P. Buob gab Christian den Rat, nichts Außergewöhnliches zu unternehmen. ‚Betet aus der Kraft des Ehesakramentes für euer Kind und informiert alle, die ohnehin in dieser Sache für euch beten.‘ Das taten wir dann auch. Sooft es uns möglich war, beteten wir gemeinsam an Teresas Bettchen um Heilung und baten viele Freunde und Bekannte, uns dabei zu helfen. Christian spendete unserer Kleinen die Nottaufe. Auch besuchte uns ein*

befreundeter Priester und ‚schmuggelte‘ auf unseren Wunsch hin den eucharistischen Herrn einmal auf die Intensivstation direkt zu Teresa ins Bettchen. Etwa eine Woche nach der Geburt kam der Priester, der uns getraut hatte, ins Krankenhaus zu Besuch. Auch er betete bei Teresa auf der Intensivstation und prophezeite mir, dass sie geheilt werden würde.“

Am selben Tag gegen 22 Uhr kam der Arzt unerwartet zur Visite. Wie üblich führte er bei Teresa Hirnstrommessungen durch. An diesem Abend waren die Messwerte vollständig verändert! Da er ja bei den vorausgegangenen Untersuchungen mehrfach die schwere Gehirnschädigung festgestellt hatte, lief er nun sofort zu Claudia: *„Irgendetwas Dramatisches ist passiert, die Werte haben sich so stark gebessert, dass es unerklärlich ist.“* Teresa begann von diesem Zeitpunkt an selbst zu atmen, die Sonde konnte

entfernt werden, denn sie begann langsam selbstständig zu trinken. Als die Medikamente weiter schrittweise abgesetzt wurden, musste damit gerechnet werden, dass sie zu krampfen anfing. Aber Teresa war und blieb vollständig geheilt!

„Nach vier Wochen konnten wir endlich alle nach Hause zurückkehren, und noch heute staunen die Ärzte, wenn sie in Teresas Gesundheitsakte blicken und dann dieses fröhliche und agile Mädchen vor sich sehen. Nachdem uns auch noch unser kleiner Sohn Johannes geschenkt wurde, kommen wir jetzt im Alltag immer wieder einmal an unsere Grenzen. Doch in all diesen Jahren haben wir gelernt, die kleinen und großen Kreuze miteinander zu tragen und füreinander anzunehmen. Dann kann unser himmlischer Vater sogar Wunder wirken, wenn es in Seinem Plan und für uns das Beste ist.“

In der Wüste von Damaskus

Egoismus und Sünde erniedrigen und zerstören, Gebet hingegen baut auf und trägt uns. Das Leben von Br. David Johnson aus Denver beweist beides.

Seit 2010 dient der 35-jährige hochgewachsene, rothaarige Amerikaner als Ordensbruder im St.-Jakob-Kloster bei Qara in Syrien. Doch der Weg dorthin war alles andere als leicht!

„Als begabter Student meinte ich am Princeton-College, alles selbst meistern zu können. Ich warf meine christlichen Werte über Bord und begann als Rebell meine Freiheit zu genießen. Doch bald war ich ein von Drogen abhängiger Sklave, der sich aus eigener Kraft nicht mehr von seinen selbstzerstörerischen Wünschen befreien konnte. Erst als ich ganz am Boden war, rief ich zu Gott. Und Er, den ich verlassen hatte, Er verließ mich nicht. Auch wenn ich mein sündhaftes Leben noch nicht wirklich aufgab,

konnte ich 2007 den Uniabschluss in antiker Philosophie machen. Erst 2010, als ich meinen Beruf als Lehrer, meine Freundin Emma und die USA hinter mir gelassen hatte, fand ich in Syrien zurück zum katholischen Glauben. In Damaskus, wo ich Arabisch studierte, ging ich als Suchender täglich in eine der vielen Kirchen. Innerlich dazu gedrängt, schlug ich einmal die Bibel auf und las: ‚Geh in die Wüste von Damaskus!‘ Und tatsächlich fand ich kurz darauf in der Wüste das St.-Jakob-Kloster. Mir war zumute wie dem Verlorenen Sohn, der nach Hause kommen darf.“

Am Ostermontag 2012, als Br. David in seiner Festtagsfreude auf den Turm des Klosters stieg,

winkte er grüßend, da er in einiger Entfernung einen Wagenkonvoi zwischen den Hügeln vorbeifahren sah. Was dann folgte, erzählte der aufgeweckte Amerikaner im Sommer 2015:

„*K*urz darauf stand die argwöhnisch gewordene Militäreinheit der syrischen Armee vor der Klosterpforte. Scharf wurde gefragt, wer gewunken habe, und als die Soldaten herausfanden, dass ich Amerikaner bin, hieß es: *„Was macht der hier? Spielt er etwa nur den Mönch?“*

Ohne Zögern kidnappten sie mich unter dem Verdacht, ich sei ein Spion. Wie ich später erfuhr, begab sich meine Klostersgemeinschaft, anstatt in Panik zu geraten, daraufhin sofort in die Kirche, wo die Brüder und Schwestern gleich zu beten anfangen und die Hl. Messe feierten. Ich selbst wusste mich von Anfang an in Gottes Hand und getragen, auch wenn ich zu der Zeit noch keine Ahnung hatte, wer die Leute waren. Ob sie zur syrischen Armee oder zu den Rebellen gehörten? Wer auch immer sie sein mochten, ich sagte zu ihnen: *„Wir beten für euch. Jesus liebt euch! Wir segnen euch.“* Wenn ich auch sonst ein rechter Hasenfuß bin, war ich zu meinem eigenen Erstaunen total im Frieden, ja sogar voll spürbarer Freude, als ich in den Militärjeep kletterte. Ich hatte überhaupt keine Angst, obwohl mir bekannt war, dass in Syrien sowohl bei der Armee als auch bei den Rebellen

Furchtbares geschah. Während ich meine Kidnapper so ansah, kam mir sogar der Gedanke: *„Diese Männer sind auch nach dem Abbild Gottes erschaffen.“*

So begann ich zu sprechen und ihnen zu sagen, wie schön ich ihr Land Syrien finde. Und weil ich sah, dass sie irgendwie offen waren, stimmte ich ein Auferstehungslied in ihrer Muttersprache an, wie arabische Christen es bei der Osterliturgie singen. Verblüfft horchten die Kidnapper auf, bis einer meinte: *„So etwas habe ich noch nie gehört.“* Von allen Seiten drängten sie mich: *„Sing es noch einmal! Noch einmal!“* So sang ich erneut: *„Christus, der Herr, ist von den Toten auferstanden. Er hat den Tod besiegt ...“*, und das vor lauter Muslimen! Es war umwerfend! Plötzlich wendete der Wagen, um mich ins Kloster zurückzubringen. Ehe die Bewaffneten mich aber unversehrt dort abliefern, kam es noch zu einem denkwürdigen Stopp bei ihrem Truppcamp. Ich musste aussteigen und, umringt von einer großen Schar Soldaten, erneut die Auferstehungslieder singen. Begeistert klatschten alle im Rhythmus in die Hände. Ich glaubte zu träumen! Es war nahezu unwirklich!“
Br. David ist überzeugt: seine rasche Freilassung verdankt er Jesus, den er in den arabischen Osterliedern besungen hatte, und dem Gebet seiner Gemeinschaft, das ihn durch dieses gefährliche Abenteuer begleitet und getragen hatte.

Quelle: www.maryakub.net

Das St.-Jakob-Kloster aus dem 6. Jh. liegt 90 km nördlich von Damaskus. Heute leben dort Mönche und Nonnen aus acht Nationen. Ihr Ziel ist es, das orientalische Mönchtum neu zu beleben, verbunden mit Gastfreundschaft und jeder nur möglichen Hilfe für Flüchtlinge und für alle, die unter den Kriegswirren leiden.

„Ich werde Trost spenden. Völker, eure Mutter kennt das Leben; eure Mutter kennt den Kummer; eure Mutter kennt das Kreuz.“

Amsterdamer Botschaft vom 31. Mai 1955

Kreuzeslast wird Gnadenlast

Anhaltende Prüfungen, Ängste, seelische Nöte und vor allem körperliche Schmerzen können eine dermaßen schwere Bürde werden, dass der Betroffene sie oft nur mehr von Tag zu Tag oder gar von Stunde zu Stunde annehmen und tragen kann. Dem Christen ist dabei der Blick auf Jesus, den Kreuzträger, der unvergleichlich mehr gelitten hat, nicht selten der einzige Trost, die einzige Kraftquelle - und natürlich die Gottesmutter, die uns als beste Lehrmeisterin zeigt, wie wir jedes Leid durch die Liebe in einen kostbaren Gnadenschatz für uns und für andere verwandeln können. In diese „Schule der Liebe“ ging und geht auch unser Pfarrkind Norma aus Uruguay.

Die sympathische Lehrerin im Ruhestand, die keine Kinder hat und allein lebt, gehört zu den treuesten Gläubigen unserer Pfarrei „25 de Agosto“, die den beiden heiligen Ärzten Kosmas und Damian geweiht ist. Vor drei Jahren hatte die 67-jährige Norma Melian einen ganz besonderen Gnadenmoment, aber sie bewahrte das völlig unerwartet Erlebte still für sich und erzählte niemandem davon. Nur uns Schwestern vertraute sie sich einmal an, und erst auf unsere Bitte hin schrieb sie alles bereitwillig auf, wobei Norma sich für ihre kaum leserliche Handschrift entschuldigte, die durch ihre großen Schmerzen bedingt ist:

Am Morgen des Gebetstages zu Ehren der „Mutter aller Völker“ im Jahr 2013 in der Pfarrei Chamizo erwachte ich unter großen körperlichen Schmerzen. Ich leide an einer Krankheit der Wirbelsäule, die mir viele Qualen verursacht. Manchmal sind die Schmerzen so heftig, dass ich kaum gehen kann. Die Ärzte machen mir keine Hoffnung und sagen, sie können mir nicht mehr helfen. Eine Operation ist unmöglich. Meine Wirbelsäule hat sich verkürzt, so dass ich inzwischen um 14 cm geschrumpft bin, und Schmerzmittel wirken immer weniger.

Als wir Pilger an jenem Tag in Chamizo ankamen, luden mich die Schwestern ein, bei der Hl. Messe eine Opfergabe zu bringen, was ich gerne annahm. Als ich mich in die Reihe stellte, sah ich zu meiner Überraschung, dass „meine“

Opfergabe, die ich bringen sollte, das Kreuz war. „O mein Gott!“, stöhnte ich innerlich. Als dann der Augenblick kam, mit dem Kreuz in meinen Armen nach vorne zu gehen, bemerkte ich, dass ich mit jedem Schritt, den ich Richtung Altar machte, weniger Schmerzen spürte, bis sie ganz aufhörten. Es war mir, als berührten meine Füße den Boden nicht mehr. Mein Körper war leicht, es schien mir, als schwebte ich. Für mich war alles in Licht getaucht, und ich nahm die Menschen um mich herum nicht mehr wahr. Ich sah nur das Kreuz und das Bild der „Mutter aller Völker“. Dabei erfüllte eine große Freude meine Seele. Wie ich schließlich das Kreuz übergab, weiß ich nicht. Mit Worten ist nicht zu beschreiben, was in mir vorging! Als die Hl. Messe zu Ende war, hatte ich nur das eine Bedürfnis: zum Bild der „Mutter aller Völker“ zu gehen. Dort, vor ihrem Bild, blieb ich dann einige Zeit weinend vor Freude im Gebet. Heute, nach drei Jahren, erinnere ich mich an diesen unerwarteten Gnadenmoment, als wäre es gestern gewesen, und voll Dankbarkeit trage ich diesen Augenblick stets in meinem Herzen. So etwas hat sich nie mehr in meinem Leben wiederholt. „Mein Kreuz“ kehrte damals rasch zurück, und oft habe ich nun wieder große Schmerzen, weil die starken Schmerzmittel kaum mehr anschlagen. Dann blicke ich immer auf das Bild der „Mutter aller Völker“. Dieses Bild zieht mich so sehr an!

Osterläuten im Optina-Pustyn-Kloster

Wie aus der Passion Jesu für alle Völker aller Zeiten jede Gnade und Fruchtbarkeit strömt, so bewirkt auch jedes Sterben um Jesu willen für kommende Generationen Segen, Entfaltung und neues geistiges Leben, das sich sogar auf Natur und Schöpfung belebend auswirken kann.

Eines der ältesten und bekanntesten Klöster Russlands ist dafür ein einzigartig schönes Beispiel.

Die weitläufige Anlage des Optina-Pustyn-Klosters mit seinen herrlichen Kirchen, Kapellen, Türmen und der Einsiedelei liegt 130 km südwestlich von Moskau nahe einem majestätischen Wald. Durch eine Mauer und den Schisdrafluss von der Außenwelt abgetrennt, war Optina Pustyn seit jeher ein idealer Ort für das einsame Mönchsleben. Eine lange Reihe heiliger Mönche, darunter 14 große, erleuchtete Führer, sogenannte Starzen, trugen machtvoll zur mönchischen Erneuerung Russlands bei. Im 19. Jh. war das Optina-Pustyn-Kloster sogar das bedeutendste spirituelle Zentrum der russisch-orthodoxen Kirche. Tausende Pilger aller Schichten fühlten sich angezogen, darunter auch namhafte Dichter, Denker und Komponisten. Diese Blütezeit fand jedoch 1917 mit dem Ausbruch der Russischen Revolution ein jähes Ende. 1918 schlossen die Bolschewiken das Kloster, die Mönche wurden ermordet oder in Arbeitslager nach Sibirien deportiert. Es kam zur Zweckentfremdung der Klostergebäude, die im Laufe von Jahrzehnten von den Sowjets als Konzentrationslager, als Militärhospital und später als landwirtschaftlicher Betrieb genutzt wurden. Eine der neun Kirchen verwendeten die Kommunisten sogar als Stall. Dabei mussten sie feststellen, dass an hohen kirchlichen Festtagen, die natürlich nie gefeiert wurden, die Kühe stets außer Rand und Band gerieten, so dass der Tierarzt einmal eine rasende Kuh einschläfern musste. Daraufhin trug man diese entweihte Kirche, zusammen mit mehreren anderen, Backstein für Backstein ab.

Nach der Deportation der Mönche veränderte sich auch die Natur auf unerhörte Weise. Der nahe Wald schien wie erstorben: Kein Vogel war mehr zu hören, keine Beeren mehr zu finden. Im Schisdrafluss gab es keine Fische mehr, und die Obstbäume wurden alle krank. Die Erde gab keinen Ertrag, obwohl sie bis dahin als sehr fruchtbar gegolten hatte. Interessant war auch, dass Satellitenbilder einen unerklärlichen strahlenden Fleck im Gebiet von Kaluga zeigten, wobei nähere Untersuchungen exakt auf das altehrwürdige Kloster Optina Pustyn hindeuteten, wo seit Jahrhunderten Mönche gebetet hatten und heilige Starzen begraben lagen.

Als 1987 das Kloster zu den allerersten gehörte, die der orthodoxen Kirche zurückgegeben wurden, schenkte man Optina Pustyn eines der besagten Satellitenfotos. Bereits 1988 feierte eine kleine Schar zurückgekehrter Mönche erstmals wieder die Heilige Liturgie - allerdings waren die Kirchengebäude zerstört oder halbverfallen. „*Es sah aus wie nach einer Bombardierung*“, berichteten Augenzeugen. Die Mönche fanden einen stinkenden Halbsumpf vor, der weder zum Anbau noch als Weide nutzbar war. Der Boden erwies sich als so extrem unfruchtbar, dass man ihn sogar auf Verstrahlung untersuchen ließ. Schließlich musste Erde von anderswoher gebracht werden, um überhaupt etwas anpflanzen zu können. Nur aus Büchern und Erzählungen der Alten wusste man noch von der sagenhaften Fruchtbarkeit dieses Ortes in früheren Zeiten. Einst wurden

nämlich ganze Wagenladungen voller Pilze aus dem Wald geholt, und auf den Feldern wuchsen so viele Tomaten, dass die Mönche sie reichlich an das Volk verteilten. Jetzt aber schien aller Einsatz der Mönche umsonst. Trotz großer Opfer blieb die Ernte kärglich.

Es bedurfte tatsächlich dreier besonderer „Weizenkörner“, die „in die Erde fallen und sterben mussten“, um dann in jeder Beziehung „reiche Frucht zu bringen“. „*Sie waren die drei Besten im Kloster!*“, hieß es.

Drei Märtyrermönche und ein neues Aufblühen

Die Mönche **Vasily**, **Trofim** und **Ferapont** hatten alle drei erst als Erwachsene zu Gott gefunden, sich radikal für ihre Berufung und die Heiligkeit entschieden und nach nur wenigen Ordensjahren an ein und demselben Tag im Jahr 1993 ihr Leben als Märtyrer hingegeben.

Der aus Moskau stammende **Mönch Vasily**, mit bürgerlichem Namen Igor Roslyakov, war der Jüngste der drei. Er wuchs in Moskau als Einzelkind in einer Arbeiterfamilie auf, wurde Journalist und Spitzensportler in Wasserball. Als „Herz“ der russischen Nationalmannschaft gewann Igor mit seinem Wasserballteam die Europameisterschaft und nahm, mehrfach als „Sportler des Jahres“ ausgezeichnet, an vielen internationalen Wettkämpfen teil. Weil der 23-Jährige jedoch 1984 zum Glauben fand, verweigerten ihm die Kommunisten die Teilnahme an weiteren Wettstreiten im Ausland. Nach reiflichem Überlegen und mit dem Segen des Starez Ioann Krestiankin (vgl. Triumph des Herzens Nr. 129) bat er im Alter von 27 Jahren, nur wenige Monate nachdem das Optina-Pustyn-Kloster zurückgegeben worden war, im Juni 1988 um Aufnahme.

Alles lag in Ruinen, und Igor, von dessen großer Sportkarriere niemand etwas ahnte, half den wenigen Mitbrüdern tatkräftig beim Wiederaufbau. Die Eindrücke von dem wilden, undurchdringlichen Dickicht, das überall wucherte, verarbeitete er in seinem Tagebuch. „*An der Klostermauer wachsen die Brennesseln höher als ich*“, schrieb **Mönch Vasily**, wie er nun hieß. Und er war groß! Fast zwei Meter! Aber der bescheidene und außergewöhnlich hilfsbereite Mönch, der oft viele Stunden unbeweglich be-

tend vor einer Ikone oder bei den Gräbern der Starzen verweilte, wusste um ein noch viel größeres „Dickicht“, nämlich seine glaubenslose Heimat, über die er in einem Gedicht schrieb: „*Ich sehne mich danach, für dieses russische Dickicht zum von Gott bestimmten Zeitpunkt mein Leben hinzugeben.*“ Als Priestermonch blieben Vasily dafür noch zweieinhalb Jahre. Von seinen Beichtkindern, von Familien, die er getauft hatte, und von allen, die sich ihm anvertrauten, legte er eine Namensliste an und opferte sich, selbst nachts in seiner Zelle, unermüdlich für sie auf. Dabei war er sich bewusst: „*Du, Herr, gabst mir diese Liebe, die mich vollständig verändert hat. Darum kann ich jetzt nicht anders, als alle Leiden um meiner Nächsten willen zu umarmen.*“

Jeder noch so Verzagte ging getröstet und mit tief empfundener seelischer Erleichterung von Vasily weg, als hätte einem dieser stille junge Mönch eine schwere Last abgenommen. Besonders Lebensüberdrüssige durften seine Hilfe erfahren, so dass einer später sogar selbst Mönch wurde. Ein Arbeiter, der beim Wiederaufbau des Klosters half, bezeugte: „*In einem schrecklichen Moment der Verzweiflung drängte es mich unwiderstehlich, Selbstmord zu begehen. Man brachte mich in Vater Vasily's Zelle, und wir sprachen nur 15 Minuten lang. Er betete, und ich verließ ihn heiter ... und voller Lebensfreude ... Nie hätte ich das für möglich gehalten, doch es war so!*“

Zwei Jahre nach dem Spitzensportler Igor fand der 36-jährige Leonid Tatarnikov im August 1990 nach einem inneren Erlebnis den Weg nach Optina Pustyn, wo er zu **Mönch Trofim**

wurde. Er stammte aus Sibirien und war eine echte Frohnatur und ein Mädchenschwarm. Fünf Jahre lang fuhr der blauäugige Blondschoopf von hünenhafter Gestalt im Fernen Osten Russlands als Fischer zur See. Später arbeitete der vielseitig Begabte sehr hart, zuverlässig und erfolgreich als Tischler, Fotograf und gefragter Maßschuhmacher. Er hatte ein gutes Herz, schenkte immer wieder alles weg, was er besaß, und half jedem, der bei Tag oder Nacht mit einer Bitte zu ihm kam. Auch im Kloster sollte es bei Mönch Trofim nicht anders sein!

Für jede innere und äußere Not hatte er stets ein offenes Ohr. Man sagte von ihm: „*Seine große Liebe zu den Menschen machte ihn zu jedermanns Helfer, Freund und Bruder. Keiner war im Kloster so beliebt wie Mönch Trofim, aber auch keiner wurde so oft gerügt wie er*“, beispielsweise für seine Verspätung beim Gebet, wenn eine Babuschka im Dorf noch schnell ein Feld umgegraben oder eine Uhr repariert ha-

ben wollte. All das tat er neben seiner Pflicht als Glöckner, Bäcker, Traktorfahrer, Kerzenverkäufer, Schmied und Buchbindergehilfe - alles Berufe, die er gekonnt ausübte, ohne sie je gelernt zu haben. Zum Glück brauchte er wenig Schlaf und schien doch nie müde. Pilger Prokuronov erinnert sich: „*Wenn ich an Mönch Trofim, diese heitere Seele, denke, sehe ich ihn auf dem Traktor vom Feld kommend vor mir; Kinder und Hunde liefen auf ihn zu, eifrig bemüht, eine kleine Geste der Zuneigung zu erhaschen.*“

Bei aller Arbeit war Trofim durch und durch ein Mann Gottes: auf das Innere ausgerichtet, ein verborgener Fester. Nächtelang tat er betend Buße für das ungläubige Volk, insbesondere für Alkoholiker, vielleicht auch deshalb, weil sein eigener Vater Alkoholiker war. Sogar Drogenabhängige vertrauten sich ihm gerne an, die sich alsdann plötzlich von ihrer Sucht befreit erlebten. Den Verwandten schrieb er in seinem letzten Brief nach Sibirien:

*„Versucht öfter bei der Kirche zu halten und nicht vorbeizufahren!
Geht doch hinein und beichtet eure Sünden! Ich bete für euch alle.“*

Das pure Gegenteil von dem lebhaften, immerfrohen Energiebündel Trofim war der in sich gekehrte **Mönch Ferapont**, eine gütige, feine Seele. Vladimir Pushkaryov, wie er in der Welt hieß, stammte ebenfalls aus Sibirien, aus einem abgelegenen Holzfallerdorf in der Taiga. Er arbeitete als Förster am Baikalsee, und kurz nachdem er sich dort bekehrt hatte, ging er 1987 in den Süden Russlands, in die Stadt Rostow am Don. An der Marien-Kathedrale verrichtete er demütig allerniedrigste Dienste und hielt drei Jahre lang überall in Klöstern Ausschau nach seinem Platz, ehe er im Juni 1990 zu Fuß nach Optina Pustyn kam. Dort erhielt der 35-Jährige als Mönch den Namen Ferapont. Längst losgelöst von allem Weltlichen, suchte er von Anfang an keine menschlichen Freundschaften, sondern Gott allein. Selbst Zellennachbarn wussten wenig über diesen Bruder, der als sorgfältig arbeitender Tischler und exzellenter Holzschnitzer

galt: „*Er betete und betete, mehr gibt es da nicht zu sagen*“, hieß es über den zurückhaltenden Mönch. Die Wände seiner Zelle hatte er mit Weisungen heiliger Väter tapeziert, die er oft las, um sie möglichst treu in die Tat umzusetzen. Mit Vorliebe betete Ferapont ganz allein in der Kirche, nachdem die Liturgie schon lange zu Ende war. Mit geneigtem Haupt stand er dann andächtig versunken vor den Reliquien der heiligen Starzen. Ein Besucher, der ihn dabei einmal zufällig beobachtete, sagte: „*Ich hatte immer ernste Zweifel an der Existenz Gottes. Doch jetzt weiß ich, dass es Gott gibt! Denn ich sah diesen Mönch hier beten.*“ Dabei wies er auf Ferapont, der eben die Kirche verließ.

Dieser Mönch, der die Gabe der Herzensschau besaß, wusste offensichtlich auch um sein baldiges Sterben. Kurz vor seinem Tod verteilte Ferapont nämlich seine warme Kleidung an die

Brüder mit den Worten: „*Ich werde sie nicht mehr brauchen.*“ Er verschenkte alle seine Werkzeuge und bat, ganz entgegen seiner Art,

in der Karwoche 1993 immer wieder mit strahlendem Gesicht Mitbrüder und Volk: „*Bitte betet für mich! ...*“

*„Ich wünschte, diese Ostern würden ewig währen.
Glücklich jene, die für Jesus ihr Leben hingeben dürfen.
Würde ich dessen nur gewürdigt werden!“*

Eine Todesahnung hatte auch Mönch Trofim, der schon seit Monaten prophezeite: „*Mir bleibt nicht mehr viel Zeit!*“ Und Priestermonch Vasily, der immer betonte: „*Ostern ist so ganz mein Fest*“, verriet einem Gläubigen, der ihn nach seinem Herzenswunsch fragte: „*Wie gerne würde ich zu Ostern, beim Läuten der Osterglocken sterben!*“ Und genau so geschah es!

*A*m frühen Ostermorgen, dem 18. April 1993, gleich nach der Osterliturgie, holte Trofim seinen Mitbruder Ferapont in der Kirche ab, wo dieser unbeweglich am Grab eines Starez betete. Gemeinsam eilten sie zum Glockenturm und begannen das festliche Osterläuten. Zur selben Zeit drang ein Mann namens Nikolay Averin ins Kloster ein. Mit geradezu übermenschlicher Wucht rampte er sein zweischneidiges Messer zuerst von hinten in den Leib Feraponts, der sofort tot zu Boden glitt. Dann stieß der Mörder das Messer, das einem kleinen Schwert ähnelte und in das er „Satan 666“ eingeritzt hatte, ein einziges Mal in den Rücken Trofims. Dieser läutete mit dem Ruf „*Gott habe Erbarmen mit uns!*“ noch ein paar Mal, dann sank er tödlich getroffen nieder. Priestermonch Vasily, der eben auf dem Weg zum Beichtthören war, bemerkte sofort, dass etwas nicht stimmte. Rasch eilte er in Richtung des Glockenturms, wo er ahnungslos dem Attentäter begegnete. Ein dritter Stoß hinterrücks, und auch der zwei Meter große Vasily brach zusammen, um wenig später seinen Verletzungen zu erliegen. Erst jetzt suchte der Mörder das Weite, wurde aber bald gefasst.

Die brutale Bluttat ließ alle erstarrt und stumm vor Schmerz zurück, doch im Bewusstsein: „*Das*

Optina-Pustyn-Kloster ist nun nicht mehr nur getränkt vom Schweiß der Asketen und Mönche, sondern auch vom Blut der drei neuen Märtyrer Ferapont (37 J.), Trofim (39 J.) und Vasily (32 J.).“

*E*ine solche Lebenshingabe konnte selbstverständlich nicht ohne Auswirkung bleiben! Es kam zu eindrucklichen Bekehrungen von Freunden, Bekannten und Verwandten der drei. Anna Michailovna, der ungläubigen Mutter des Priestermonchs Vasily, war es zum Beispiel immer sehr schwergefallen, das Klosterleben ihres Sohnes zu bejahen. Nun betete sie voll Schmerz an seinem Grab: „*Wenn du wirklich ein Heiliger bist, hilf mir!*“ Und Vasily, der so viel für seine Mutter gebetet hatte, half ihr tatsächlich! Sie trat ins Kloster ein und nahm im Gedenken an ihren Sohn den Namen Vasilyssa an.

Auch Mönch Trofims Mutter, Nina Andreevna Tarnikova, trat als Nonne Maria in Optina Pustyn ein, allerdings erst neun Jahre später, genau am Todestag ihres Sohnes. Zuvor hatte sie alle ihre Kinder zu Gott geführt - mit Hilfe ihres Sohnes Trofim, versteht sich! Dieser nämlich erschien einmal seiner jüngeren Schwester Lena völlig erschöpft, mit schmerzerfülltem Blick im Traum. Doch wie sehr erschrak Lena erst über sein lautes Klagen: „*Ich bin so müde. Ich habe alles darangesetzt, für jeden von euch zu beten, ihr aber geht noch immer nicht in die Kirche.*“ Gemeinsam empfangen schließlich 14 Verwandte Trofims die Hl. Taufe.

Von einem weiteren Bekehrungswunder berichtet der Priestermonch Hilarion: „*Nikolay Averin, der Meuchelmörder, war wirklich Satanist.*

Er wurde vor Gericht gestellt und verurteilt. Im Gefängnis versuchte er mehrmals vergeblich, Selbstmord zu begehen. Nach dem letzten Versuch wünschte er plötzlich Buße zu tun und einen Priester zu sehen. So sandte man vom Optina-Pustyn-Kloster Mönch Tikhon, den Oberen der Einsiedelei. Bei ihm beichtete der reumütige Mörder. Averin muss noch eine lange Haftstrafe absitzen und tut dies nun in ehrlicher Bußgesinnung.“

Aber damit nicht genug! Noch im selben Sommer nach den drei Morden veränderte sich sogar die Natur auffallend. Wie einst wurde alles fruchtbar: Der Wald kam wieder zum Leben; auf einmal gab es wieder viele Vögel; die Einwohner der Gegend pflückten eimerweise Heidelbeeren und fanden Pilze in Hülle und Fülle. Die Apfelbäume trugen Früchte wie lange nicht mehr, und auch im Schisdrafluss tummelten sich erstmals wieder Fische.

Einen Tag nach der Beerdigung sonderten alle drei Grabkreuze eine Flüssigkeit ab, die starken Wohlgeruch verströmte. Ehrfürchtig nahmen die orthodoxen Gläubigen davon und bekreuzigten sich. Es wird sogar von Heilungen und Wundern berichtet, die an den drei Gräbern geschehen. Die russische Wasserballnationalmannschaft kam jedes Jahr dankbar an das Grab des Priestermonchs Vasily, ihres ehemaligen Teamkollegen. Und die Bauern der Gegend nehmen gerne Erde vom Grab Trofims für ihre Felder mit. Es war ja weithin bekannt geworden, dass dort, wo dieser Mönch unentgeltlich Kartoffelfelder für alte Leute angelegt hatte, keine Käferplage herrschte, während man sich überall sonst nicht davor retten konnte.

Freud und Leid der Mütter

Im Sommer 2015 kamen zwei Priester, ein Bruder und drei Schwestern unserer Gemeinschaft zum zweiten Mal für eine Amerikamission in die Stadt Rock Island im Bundesstaat Illinois. Unser erster Einsatz am 25. Juli war „Mother’s Morning“, ein Tag für Mütter, mit Gebet, Vortrag und dem Hl. Messopfer.

30 Mütter aller Altersklassen hatten sich für diesen Samstag von zu Hause „frei genommen“. Als wir Schwestern nach einem kurzen Vortrag mit ihnen in der Runde saßen, erzählte die eine oder andere der Frauen offen von persönlichen Erfahrungen, Kämpfen, Sorgen und Leiden in der Familie. Schon bald griffen die ersten nach ihren Taschentüchern, denn eine jede der Mütter stellte in dieser Gnadenstunde berührt fest: *„Links und rechts neben mir trägt auch jemand tapfer sein ‚Päckchen‘, und vielleicht sogar ein noch viel größeres als ich!“* Die Freundschaft und menschliche Nähe, das gegenseitige Verständnis tat allen wohl. Vor allem aber wurde das Miteinander- und Füreinander-Beten für diese offenen Seelen zum Erlebnis!

*K*ara Bancks, eine Klarinettestistin und vierfache Mutter, hatte ihren Mann Jacob, einen Komponisten und Dirigenten, im Hochschulorchester kennengelernt. Beide stammen aus streng protestantischen Familien, und erst 2010 konvertierten sie nach einer Zeit des Suchens zur katholischen Kirche. Bewegt erzählte Kara: *„Wir trafen euch von der Familie Mariens schon im vergangenen Sommer. Damals machten wir uns riesige Sorgen um unseren erst einen Monat alten Leo Joseph, der mit einem Herzfehler zur Welt gekommen war. Wie dringend hatten wir Hilfe nötig! Lebhaft erinnere ich mich, wie Sr. Julian meinem Mann und mir an diesem Tag von einer ihrer Mitschwestern erzählte, von Sr. Maria vom Göttlichen Herzen, die wie unser Söhnchen einen Herzfehler hatte. ‚Sie starb in jungen Jahren einen heiligen Tod, und ich habe*

euch und euren kleinen Leo soeben der liebevollen Fürsorge dieser Schwester aus Tirol anvertraut!‘, sagte Sr. Julian. Das zu hören, war überwältigend und erfüllte uns mit Dankbarkeit. Es war so greifbar, dass wir als Gläubige nicht isoliert leben, sondern in die große geistige Familie der Kirche eingebettet sind, die oben im Himmel und - über Kontinente hinweg - hier auf Erden für uns betend einsteht. Als unser Junge im Mai 2015 operiert wurde, betete der Krankenhauskaplan in den kritischen Stunden mit uns. Heute ist Leo ganz gesund und tollt fröhlich mit den anderen Kindern herum.“

*D*ann vertraute Jody Young, eine Krankenschwester Mitte 50, der Runde manches aus ihrem ereignisreichen Leben an: *„Als ich in den 70er Jahren nahe San Francisco in Kalifornien aufwuchs, war die sexuelle Revolution in vollem Gang. Gott war tot, und als laue Methodistin ohne moralisches Rückgrat lebte ich während der College-Zeit nach dem Motto: ‚Mach, was dir gefällt!‘ Dies hatte viele Sünden und ein sehr dunkles Kapitel in meinem Leben zur Folge. Aber Gott führte mir dennoch bald meinen wundervollen Ehemann zu, einen Lutheraner, der in der Episkopalkirche Pastor wurde. Unsere Kinder kamen eines nach dem anderen, und viele, viele Umzüge! Überallhin schleppte ich innerlich diese dunkle Last meiner Jugendzeit mit. Auch mein Mann geriet als Pastor in wachsende Anspannung. Besorgt fragte er sich, wie er über eine ständig überarbeitete und neuinterpretierte Bibel predigen sollte, die nur noch dem modernen Denken schmeicheln*

will. Welche Belastung für ihn, unsere Ehe und die Kinder! 2005 taten wir allesamt den Schritt ins Ungewisse: Die ganze Familie wurde katholisch, auch mein Mann. Allerdings nagte es an seiner Seele, dass er sein Wirken als Pastor aufgeben musste. Damals standen wir wie vor dem Nichts. Wir hatten fast alles verloren, kein Einkommen! Da erlebten wir zum ersten Mal, wie wertvoll katholische Freunde sind, die uns in allem unterstützten, geistig und materiell. Ich war von Anfang an eine glückliche Katholikin, aber mein dunkles Geheimnis von früher, dieser quälende Schmerz, verließ mich trotz der Hl. Beichte immer noch nicht. Im Gegenteil, er brachte mich innerlich fast um! Erst als ich zusammen mit Priestern und Laien in der Organisation ‚Rachel’s Weingarten‘ begann, Frauen zu helfen, die ihr Kind nicht annehmen konnten, heilte meine Vergangenheit!“

*M*aggie Schoonmaker, spritzig und jung im Geist, wurde mit ihrem Organisationstalent eine Säule der Homeschooling-Mütter der ganzen Gegend. Aus Liebe zu ihrem Mann Kevin, einem Banker, und ihren fünf Kindern, hatte sie ihre eigene Karriere als Bankerin aufgegeben. Den Müttern erzählte sie von ihrem ehemaligen Sorgenkind Ben: „Bei uns waren alle bereits traumatisiert von den nicht enden wollenden heftigen epileptischen Anfällen unseres dreijährigen Ben, die bis zu zehnmal am Tag wiederkehrten. Als wir zudem fälschlicherweise glaubten, der süße Knopf sei auf dem Weg ins Krankenhaus gestorben, wussten wir Eltern endgültig: *‚Unsere Familie haben nicht wir selber im Griff.‘* Auch wenn wir Gott immer schon geliebt hatten, zwangen uns all diese Prüfungen, Ihm endlich in unserer Familie den Ihm gebührenden ersten Platz zu geben. Langsam lernten wir, Jesus um Gnaden zu bitten und Ihm wirklich zu vertrauen, vor allem wenn wir uns besorgt fragten: *‚Was wird aus Ben werden, wenn er die Schule nicht schafft und nicht selbständig sein kann?‘* Immer besser verstanden wir innerlich diese eine, einzig notwendige Wahrheit: Ben ist in erster Linie ein Kind Gottes, das Jesus durch seine Stärken und Schwächen verherrlichen wird. Durch Gottes Barmherzig-

keit ist Ben heute ein gesunder, intelligenter junger Mann. Er ist frei von Epilepsie und hat den Wunsch, bald ins Priesterseminar einzutreten.“

*D*ann berichtete Dr. Karla Polaschek, eine vielbeschäftigte, allseits beliebte Frauenärztin, von ihrem schweren Schicksal. Es geschah im Jahr 2013, als sie mit ihrem Mann Urlaub in Florida machte. Eines Tages fuhr er gegen ihren Rat allein mit dem Segelboot aufs Meer hinaus und kehrte nie mehr zurück! Nun steht Karla mit ihrem 9-jährigen Sohn Michael allein da, den die Gynäkologin als Baby adoptiert hatte, weil sie keine eigenen Kinder bekommen kann. „Es lässt sich nicht mit Worten beschreiben, was die katholische Gemeinde mir bedeutet, auch in meinem Beruf als Gynäkologin, der mir erlaubt, mich um viele Frauen zu kümmern. Meine Seele ist sehr berührt, dass wir Mütter an diesem Einkehrtag so ganz unter uns sind, miteinander beten und uns einander anvertrauen. Wie wertvoll ist mir diese geistige Unterstützung in meinen persönlichen Schwierigkeiten!“

*A*ls Kim Schadt, eine Mutter von fünf Mädchen, die sie in homeschooling unterrichtet, von ihren Erfahrungen zu sprechen begann, blieb kein Auge trocken: „Während vieler meiner 44 Lebensjahre war Gott für mich oft weit weg. Hörte ich andere von ihrer Vertrautheit mit Gott sprechen, war mir das fremd, bis zum schicksalhaften 21. Dezember 2000, als ich unsere dritte Tochter Anna Marie im 7. Monat durch Kaiserschnitt zur Welt brachte. Damit begann ein neues Kapitel. Obwohl ich von Anfang an offen für das Leben war, hatte mich diese dritte Schwangerschaft, die so rasch auf die vorherigen folgte, beinahe in Panik versetzt und vor Sorge fast erdrückt, war doch meine Älteste damals erst eineinhalb Jahre und meine Zweite erst sechs Monate alt. Als aber Anna Marie nach einem Monat gesund heim in die Familie kam, waren wir alle glücklich. Doch nach nur fünf Tagen mussten wir unser Frühchen mit einem potentiell tödlichen Virus, der die Lungen angriff, wieder ins Krankenhaus bringen. Durch grobe Nachlässigkeit der Krankenschwestern drohte die Kleine vor unseren Augen unter Krämpfen zu ersticken. Zwar konnten die Ärzte

sie retten, doch die verantwortliche Oberschwester musste die Schuld an den schweren gesundheitlichen Schäden unserer Tochter eingestehen: bleibende Hirnschäden und eine spastische Lähmung, die Anna Marie nun zeitlebens an den Rollstuhl fesselt. In allem ist sie auf unsere Hilfe angewiesen. Wir geben ihr das Essen ein, baden sie, putzen ihr die Zähne, wechseln ihre Windeln. Bei jungen Paaren, die ein Kind erwarten, hört man oft den Satz: *„Egal, ob es ein Junge oder ein Mädchen wird, Hauptsache, es ist gesund!“* Aber was, wenn das erhoffte gesunde Baby nicht gesund, sondern krank oder gar behindert ist? Damals wurde mein Mann verbittert und warf den Krankenschwestern vor, ihm sein ‚normales‘ Kind geraubt zu haben. Als Devin in seinem Hader gar darüber nachdachte, juristische Schritte gegen das Krankenhauspersonal einzuleiten, wurde er nur noch zorniger, aufgebracht und grollender. Selbst von Anna Marie distanzierte er sich, die er nicht als das uns von Gott anvertraute Kind akzeptierte. Erst als Devin nicht mehr konnte, betete er endlich zu Gott, Er möge diesen unerträglichen Schmerz von ihm nehmen. Da war ihm, als hörte er innerlich: *„Vergib ihnen!“* Und schon wählte er die Nummer der Oberschwester und sagte mit dem Mut der Verzweiflung zu ihr: *„Ich vergebe Ihnen und allen, die verantwortlich sind und Schuld tragen an der Behinderung unserer Anna Marie.“* So löste und entband er sie von ihrer Schuld. Devin selbst aber konnte erstmals gemeinsam mit mir sprechen: *„Danke, Vater, für das Geschenk unserer Anna Marie!“* Heute ist die 16-Jährige der Mittelpunkt der Familie. Sie lehrt uns, was geopfert, hingebungsvolle Liebe bedeutet. Ich selbst durfte durch all die Kämpfe, Herausforderungen und Verzicht auf sehr feinsinnige Weise Gott näher kommen, Der auch mich annimmt, wie ich bin, mit all meinen Gebrechen, Wunden und Grenzen.

Mit zwölf Jahren weinte Anna Marie einmal furchtbar, weil ein Junge zu ihr sagte, sie werde nie gehen können. Aufgrund ihrer mentalen Begrenztheit war ihr das bis zu diesem Augenblick nicht bewusst gewesen. Nun, da unsere Tochter ihre eigene Behinderung erkannte, war sie untröstlich und hörte nicht mehr auf zu wei-

nen. Mein Mann brachte sie ins Bett und wiegte sie wie ein Kind auf seinem Schoß. Plötzlich lächelte sie unter Tränen und sagte zu ihrem ganz verwirrten Vater, auf das Kreuz an der Wand schauend: *„Ich glaub‘, ich verstehe ... mit Jesus leiden, das macht mich froh.“* Ja, Liebe, die sich selbst ganz gibt, kann schmerzhaft sein. Denn wer ein Geschenk für den anderen sein will, wird verwundbar und riskiert, zurückgewiesen zu werden. Anna Marie half uns, es zuzulassen, verletzbar zu werden, ein bisschen etwas zu riskieren und einander ein wenig Lasten tragen zu helfen.“

*A*uch Patti Schmidt war zum Mother’s Morning gekommen. Nicht zuletzt erzählte auch sie: „Als bei meinem Mann Kurt vor zwei Monaten Krebs diagnostiziert wurde, war das ein großer Schock für mich. Doch ich begann gleich zu beten, um alles annehmen zu können, wie auch immer es kommen mochte. Zudem musste ich ja Kurt und unsere Kinder trösten und stützen. Aber schon bald war mir klar: *„Allein schafft unsere Familie das nicht! Wir brauchen die größere, die geistige Familie!“* So baten wir in der Pfarrgemeinde gläubige Freunde und Familien um ihr Gebet. Nicht umsonst! Viele beteten Rosenkränze und Novenen für Kurt und hielten oft die Heilige Stunde für ihn, Priester feierten in Kurts Anliegen die Hl. Messe. Ja, auch auf vielerlei menschliche Weise wurde uns Unterstützung zuteil. Welch schönes Zeugnis christlicher Liebe! Zutiefst berührend! Was für eine Vorsehung, dass ich heute bei diesem Treffen dabei sein darf. Ehrlich gesagt war ich mehr als reif dafür. Denn Kurt hatte vor vier Wochen die Krebs-OP, und immer noch ist da diese nagende Ungewissheit, dieses ängstliche Warten auf die neuen Testergebnisse. Darum habe ich mit Kurt und den Kindern begonnen, einmal wöchentlich abends gemeinsam den Barmherzigkeitsrosenkranz zu beten, wobei wir bewusst immer auch alle Anliegen aufzählen und einschließen, die uns in der vergangenen Woche zugetragen wurden. Ich gebe zu, in mir herrscht großes Bangen, und darum ist es umso schöner, dass wir Mütter hier unter Tränen und Lachen unsere Herzen voreinander

ein wenig ausschütten dürfen, um uns gegenseitig zu stärken. Mir persönlich ist es eine Erleichterung, auch meine Sorge vor der letzten Chemotherapie meines Mannes mit euch teilen zu können, so von Mutter zu Müttern. Dabei fühle ich mich sehr vereint mit euch! Ja, mit großer Dankbarkeit kann ich heute unter euch eine geistige Verschnaufpause einlegen, um innerlich aufzutanken, vor allem dann bei der Hl. Messe.“

*L*inda DePuydt, eine Mikrobiologin, die sich seit Beginn ihres Ruhestandes für missbrauchte und verwahrloste Kinder einsetzt und auch in einer Organisation für Obdachlose und Bedürftige hilft,

sagte in ihrer heiteren, trockenen Art mit einem Lachen: „Also, wenn ich euch Mütter so erzählen höre: ‚Ich habe sechs Kinder‘, ‚Ich habe vier Kinder‘, ‚Ich erwarte das achte Kind‘, könnte ich beinahe Komplexe bekommen. Denn ich habe ‚nur‘ zwei Söhne. Der eine ist Priester. Der andere ist mit gravierenden gesundheitlichen Problemen geboren worden, die sein ganzes Leben beeinflusst haben. Aber ich bin fest überzeugt: Brian, der trotz seiner Schwierigkeiten ein Unternehmen für berufliche Neuorientierung von Führungs- und Fachkräften leitet, trägt sein Kreuz als Hilfe für seinen Bruder P. Francesco, der in seiner Berufung als Missionar der ‚Familie Mariens‘ in Kasachstan viel geistige Unterstützung braucht.“

Ladislaus Fürst Batthyány-Strattmann (1870-1931),
ein Augenarzt aus wohlhabendem ungarischem Adelsgeschlecht,
wurde 2003 von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen.
Der 13-fache Familienvater, weithin bekannt als „Arzt der Armen“,
wies niemanden ab und verlangte von mittellosen Patienten kein Honorar,
sondern zahlte ihnen sogar Anreise und Medikamente.

*„Ich liebe meinen Beruf.
Der Kranke lehrt mich, Gott immer mehr zu lieben,
und ich liebe Gott in den Kranken.
Der Kranke hilft mir mehr als ich ihm!
Der Kranke macht mich durch Gottes Güte
zu einem Simon von Zyrene, indem ich ihm helfe,
das Kreuz Christi zu tragen,
das Kreuz des Nächsten durch Nächstenliebe.“*